

Empirie oder Theorie?

Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative

Von Werner Vogd

Zusammenfassung: Die Luhmannsche Systemtheorie ist weder ein Glasperlenspiel noch ein Grenzgang zwischen Philosophie und Soziologie. Ihre Abstraktionen sind nur sinnvoll, wenn Systeme als empirische Gegenstände begriffen werden, die zwar als relationale Gebilde nicht sichtbar und greifbar, die sehr wohl aber als prinzipiell rekonstruierbar zu verstehen sind. Doch sowohl im Sinne der eigenen Theorieentwicklung als auch im Kontext einer Drittmittel getriebenen Forschungslandschaft, für die der methodologisch explizite Empiriebezug unverzichtbar erscheint, hat sich die soziologische Systemtheorie bislang wenig um eine Methodologisierung ihres Verhältnisses von Theoriearbeit und empirischer Forschung bemüht. In diesem Beitrag werden Wege ausgelotet, dieses Defizit zu überwinden. In diesem Sinne werden zunächst die Bedingungen der methodologischen Operationalisierung des Systembegriffs aufzuzeigen sein, um dann Anschlüsse an rekonstruktive Methodologien zu finden, die auch den Besonderheiten des Luhmannschen Kommunikationsbegriffs gerecht werden. Am Beispiel des Untersuchungsdesigns meiner Studien zum ärztlichen Entscheiden im Krankenhaus wird abschließend aufgezeigt, wie empirische Forschung den komplexen Anforderungen einer Beschreibung polykontexturaler Verhältnisse gerecht werden kann.

Für die Systemtheorie lassen sich insbesondere zwei Gründe nennen, warum eine Auseinandersetzung mit den Fragen *expliziter* empirischer Methodologie für sie wichtig werden könnte. Der eine beruht auf veränderten Fronten im sozialwissenschaftlichen Feld, der andere liegt in der Herausforderung einer fruchtbaren Theorieentwicklung, die über die Rezeption von Luhmann als einem soziologischen Klassiker hinaus geht.

Im Folgenden möchte ich diesen Motiven zunächst ein wenig nachspüren (I), um anschließend systematisch die Potentiale einer systemtheoretisch inspirierten und begründeten empirischen Sozialforschung zu erkunden. Ich beginne zunächst mit einigen grundlegenden wissenschaftstheoretischen Überlegungen, welche die Systemtheorie – entgegen der landläufigen Meinung – sehr wohl als einen ernst zu nehmenden metatheoretischen Rahmen für wissenssoziologische Forschungsprojekte erscheinen lassen (II). Im Anschluss daran möchte ich zunächst das Verhältnis von Systembegriff und Empirie beleuchten (III), dann nach Möglichkeiten der Operationalisierung des Systembegriffs für empirische Forschungen fragen (IV), um mich schließlich ausführlicher der Herausforderung semantischer Systeme (V) in polykontexturalen Verhältnissen zu stellen (VI). Da die Systemtheorie in ihrer inhärenten Forschungspraxis ein rekonstruktives Verfahren darstellt, werden diesbezüglich gerade auch an jene so genannten qualitativen Methodologien Anschlüsse zu suchen sein, welche die Sinnogenese ins Zentrum ihrer Analyse rücken. Abschließend wird am Beispiel meiner eigenen Forschungsprojekte zum ärztlichen Entscheiden im Krankenhaus ein Untersuchungsdesign vorgestellt, das polykontexturalen Verhältnissen sowohl konzeptionell als auch methodologisch gerecht werden kann (VII).

I. Gründe für eine empirisch-methodologische Wendung der Systemtheorie

Im semantischen Raum einer bundesdeutschen Nachkriegssoziologie, die mit dem Schrecken des Nationalsozialismus umgehen musste, entwickelte sich die Systemtheorie als große Theorie vor allem mit und gegenüber einer aus guten Gründen sich anti-empirisch verstehenden ›Kritischen Theorie‹. *Nolens volens* trat sie innerhalb des soziologischen Diskurses gewissermaßen das Erbe des Positivismusstreits an und hatte zu beweisen, dass sie keineswegs

»Sozialtechnologie«, sondern die eigentliche »Theorie der Gesellschaft« darstelle (Habermas/Luhmann 1971).¹ Im Kontext der gesellschaftstheoretischen Diskurse der 70er Jahre bestand das Problem der Systemtheorie (noch) weniger darin, als empirische Wissenschaft ernst genommen zu werden – die Kybernetik umgab damals noch die Aura des technisch Machbaren –, denn als Soziologie ernst- und wahrgenommen zu werden.²

Doch auch als die Systemtheorie schließlich mit der grundlegenden Monografie »Soziale Systeme« (Luhmann 1993 [1984]) endgültig ihre eigene Form fand, blieb ihr wichtigster Referenzpunkt die Idee der »soziologischen Aufklärung«, welche die »Dialektik der Aufklärung« der Frankfurter Schule nun konterkarierte, indem sie soziologisch begründet vor Moral warnen konnte. Zugleich drückte sich hiermit jedoch eine bis heute andauernde ideelle Verbindungslinie aus, die sich beispielsweise in dem gemeinsam verfolgten anti-empirischen Habitus zeigt (vgl. Nassehi 1998).

Jetzt, nur wenige Jahrzehnte später, hat sich der Diskurs über den Reproduktionszusammenhang soziologischer Forschung radikal geändert. An vielen Hochschulstandorten verschwinden die soziologischen Institute. Soziologische Aufklärung, als *state of the art* ihrer Disziplin, wandelt sich weg vom Entwurf einer richtigen Gesellschaft hin zu einer Trias von Zeitdiagnose, methodologisch-empirischer Operationalisierung und Methodenkritik und findet ihre Reproduktionsbasis vermehrt in sozialwissenschaftlichen Verbänden, in denen Soziologen mehr als Methodiker, denn als Theoretiker gefragt sind. Man mag dies beklagen – so wie man bedauern kann, dass Habermas trotz seiner Präsenz längst am verblassen ist – doch dies ändert wenig daran, dass auch die Systemtheorie als akademische Disziplin nur in den Feldern angewandter Theorie überleben kann (von den wenigen expliziten Theorielehrstühlen abgesehen).

Der zweite Grund, die Systemtheorie auch als Methode fassen zu wollen, liegt in der Herausforderung, die Systemtheorie durch die dritte Generation weiterzuentwickeln, also durch jene Soziologen und Sozialwissenschaftler, die Luhmann nicht mehr persönlich in seiner Theoriegenese beobachten konnten. Wenn ein Soziologe »systemtheoretisiert«, erzeugt er zwangsläufig Konzepte, die von empirischen Gegenständen handeln. Der rekonstruktive Sozialforscher würde hier beobachten können, dass er Daten interpretiert, nur dass die Art und Weise, wie er dies tut, implizit bleibt. Es geschieht, ohne darüber zu reden (und zu schreiben), dass und wie es geschieht. Wenn beispielsweise in Luhmanns organisationssoziologischen Abhandlungen Bezüge zu Vorgängen in Verwaltungen zu finden sind, so weist dies auf entsprechende empirische Daten hin. Allein aus diesem Grunde erscheint die Alternative Theorie und Empirie unsinnig. Der gute soziologische Theoretiker ist immer zugleich Empiriker – dies war schon bei Talcott Parsons so.³ Nur wird in der gängigen Praxis des Theoretisierens das Datenmaterial nicht weitergehend *expliziert*, wie dies beispielsweise in der für rekonstruktive Forschung üblichen Form geschieht (etwa der Form: »ich referiere hier auf eine Beobachtung, die ich in der Zeit *a* und am Ort *b* und die ich zur Zeit *c* am Ort *d* als Erinnerungsproto-

- 1) Popper konnte sich schon immer als Teil einer sich als moralisch überlegen verstehenden »offenen Gesellschaft« sehen und stand hiermit außerhalb des bundesdeutschen Spiels. Empirie, wissenschaftlich begründete Praxis und Gesellschaftstheorie waren aus seiner Position keine Gegensätze (siehe Popper 1957).
- 2) Obwohl Luhmanns Soziologie, anders als die von Habermas, Adorno und die anthropologischen Varianten der Wissenssoziologie, schon immer originär soziologisch argumentierte (vgl. Kieserling 2004, 109ff.), konnte sie sich zunächst vor allem durch ihre theoretische Brillanz beweisen, indem sie mit Kant und Husserl über Kant und Husserl die subjektphilosophischen Begrenzungen überwinden und mit Weber und Parsons über die Theorie der Handlungssysteme hinausgehen konnte.
- 3) Es wird oft vergessen, dass Parsons' strukturfunktionalistische Theorie mit »The Social System« ihren empirischen Ausgangspunkt in Feldbeobachtungen zur ärztlichen Arbeit in Boston und Umgebung gefunden hat und mit »der amerikanischen Universität« auf ihrem Höhepunkt sogar explizit wieder einen empirischen Bezug findet (Parsons 1951; Parsons/Platt 1990).

koll niedergeschrieben habe«). In diesem Sinne muss auch der soziologische Theoretiker als Empiriker gelten – nur dass er nicht über die Methode, *wie* er Daten erhebt und *wie* er sie interpretiert, spricht. Unter einem pragmatischen Blickwinkel erscheint dies zunächst auch nicht weiter problematisch, denn der Erfolg der Luhmannschen Theorie zeigt sich in der wissenschaftlichen Gemeinde in der Schlüssigkeit ihrer zentralen Konzepte, nicht jedoch wie diese aus der Empirie generiert wurden. Hierzu braucht man üblicherweise nicht auf eine rekonstruktive Forschungsmethodologie zu rekurren, denn im Zweifelsfall reicht es für die Theoriebildung aus, sich diesbezüglich auf die Kunstfertigkeit des Autors zu berufen.

Die Schwierigkeiten entstehen erst dann, wenn versucht wird, Luhmanns Methode der Begriffs- und Theoriegenerierung zu lehren bzw. zu erlernen. Da die Beziehung zwischen empirischem Gegenstand und Empirie, sozusagen die Verfahren der Interpretation und Datenerhebung, in Luhmanns Werk nicht weiter expliziert sind, bleibt dem nachfolgenden Systemtheoretiker nichts weiter übrig, als intuitiv zu versuchen, dem ›Meister‹ dadurch zu folgen, dass man so tut, als ob man es genauso könne. Nicht in *formaltheoretischer* Hinsicht – hier sind die Begriffe hinreichend expliziert –, sondern in *gegenstandstheoretischer* Hinsicht zeigt die Luhmannsche Konzeption entsprechend ihre blinden Flecken, denn sie liefert keine begriffliche Explikation dessen, wie ihre Konzepte in Beziehung zur Empirie zu setzen sind. Wenngleich die Systemtheorie in Abgrenzung zur Popperschen Tradition das Primat des »methodologischen Pragmatismus« formuliert (Luhmann 1998, 509) und feststellt, dass es keinen exterioren Standpunkt der Forschungslogik mehr geben kann, Theorien also gegenstandsbezogen und gegenstandsadäquat zu formulieren sind,⁴ ist sie bisher nur unzureichend in der Lage, ihre eigenen implizit immer mitschwingenden empirischen Gegenstandsbezüge methodologisch zu rekapitulieren. Da sie keine expliziten Kriterien in die Hand gibt, ihre eigenen diesbezüglichen Interpretationsleistungen erkennen zu können, besteht die Gefahr, dass eben diese *originäre Leistung* Luhmanns in der Rezeption seiner Theoriekonzeption verloren geht. Hiernit könnte ihr empirischer Bezug mehr und mehr verschwinden, die Theorie würde sich zunehmend mit sich selber beschäftigen, zu einem Klassiker werden, neue faszinierende (paradoxe) Formen entdecken, gar eine transzendente Gestalt annehmen,⁵ indem ursprünglich relationale Konzepte als unbezogene Substantivierungen zunehmend ihr Eigenleben führen.⁶ Gerade um ihrer eigenen Degeneration vorzubeugen, hätte die

4) »Wenn genügend Vorsorge gegenüber Irrtümern getroffen war, gab es keinen Grund, dem Wissen in seinem Anspruch auf Orientierung der Praxis Widerstand entgegen zu setzen. [...] Mit der Ordnung der Ebenen hatte man sich auf ein instrumentalistisches Verhältnis dessen eingelassen, was auf den unteren Ebenen zu beobachten war«. In der Beobachtung zweiter Ordnung sieht man jedoch »die Unterscheidungsabhängigkeit allen Wissens und damit auch die notwendige Latenz, auf die man sich im operativen Gebrauch von Unterscheidungen einlassen muß. Hier dekonstruiert man dann, auf ihren blinden Fleck hinweisend, die Ontologie und mit ihr jede Hierarchisierung des Besserwissens. [...] Hier kann Wissenschaft sich selbst beschreiben als ein ausdifferenziertes Funktionssystem, das bestimmte Weltzugänge eröffnet und verschließt – als nicht mehr und als nicht weniger. Das Reflexionsproblem ist dann nicht länger die Einheit der Differenz von Erkenntnis und Gegenstand; sondern es geht bei der Einheit des Systems um die Vernetzung der Beobachtungsverhältnisse und die damit laufend reproduzierten Systemgrenzen, also um Autopoiesis« (Luhmann 1998, 506f.).

5) Ganz in diesem Sinne spricht Luhmann von einer naturalistischen Epistemologie: »Ungeachtet aller spezifischen Theorieannahmen (Bewußtsein, Vernunft, Subjektivität betreffend) kann man eine Theorie als transzendental charakterisieren, wenn sie nicht zuläßt, daß die Bedingungen der Erkenntnis durch die Ergebnisse der Erkenntnis in Frage gestellt werden. Transzendente Theorien blockieren den autologischen Rückschluss auf sich selber. Als empirisch oder als naturalistisch kann man dagegen Erkenntnistheorien bezeichnen, wenn sie für sich selbst im Bereich der wissenswerten Gegenstände keinen Ausnahmezustand beanspruchen, sondern sich durch empirische Forschung treffen und in der Reichweite der für Erkenntnis offenen Optionen einschränken lassen« (Luhmann 1998, 13).

6) In diesem Sinne ließe sich auch die Kritik von Kastl an der geheimen Transzendenz der Autopoiesis verstehen (Kastl 1998).

Systemtheorie sich mit der Interpretation empirischer Daten zu beschäftigen, hätte sich also auch als interpretative Methode zu explizieren.

II. Systemtheorie als Metatheorie empirischer Sozialforschung

Spätestens mit Kant wissen wir, dass theoriefreies Erkennen nicht möglich ist. Der neurobiologische Konstruktivismus stellt die transzendentalen Bedingungen der Erkenntnis nochmals auf naturwissenschaftliche Füße, indem er zeigt, dass scheinbar selbstverständliche Wahrnehmungsvorgänge wie Sehen, Hören und Fühlen bereits auf vorformatierten neurologischen Bahnungen beruhen, wir also immer nur das erkennen können, wofür wir aufgrund unserer verkörperten Einstellungen bereits bereit sind. Aus heutiger Perspektive ganz ähnlich konnte Karl Popper formulieren, dass »Erkenntnis [...] nicht mit Wahrnehmungen oder Beobachtungen oder der Sammlung von Daten oder Tatsachen« beginne, sondern »mit Problemen«. Erkenntnis beginne also mit der »Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen« (Popper 1972, 104).

Ohne Theorie lasse sich also weder Wissenschaft betreiben noch könne man sich sonst wie in der Welt zurechtfinden. Im Sinne eines *kritischen Rationalismus* – nicht eines kritischen Empirismus! – gehe es dann darum, intelligente Theorien zu entwickeln – also Sichtweisen der Welt – die bestimmte Fragen eröffnen und auf eine solche Weise in Widerspruch mit der Erfahrung treten können, dass sie zur Entwicklung komplexerer, besserer Theorien anregen können.

Da nun Wissenschaft – auch hierauf hat schon Popper hingewiesen⁷ – nicht in den Köpfen einzelner Wissenschaftler stattfindet, sondern in den Selektionsprozessen der wissenschaftlichen Anschlusskommunikation, gilt – zunächst noch unabhängig vom Forschungsgegenstand und auch unter einer konstruktivistischen Epistemologie (vgl. Knorr-Cetina 1989) – ein Minimalset von Anforderungen an das Verhältnis von Theorie und Empirie, das sich mit Maturana und Varela folgendermaßen umschreiben lässt:

»1. Beschreibung von dem (den) zu erklärenden Phänomen(en) in einer für die Gemeinschaft der Beobachter annehmbaren Weise.

2. Aufstellung eines Systems von Konzepten, das fähig ist, das zu erklärende Phänomen in einer für die Gemeinschaft der Beobachter annehmbaren Weise zu erzeugen (explikative Hypothese).

3. Ausgehend von (2.) Ableitung von anderen in dieser Aufstellung nicht explizit berücksichtigten Phänomenen, sowie Beschreibung der Beobachtungsbedingungen in der Gemeinschaft der Beobachter.

4. Beobachtung dieser aus (2.) abgeleiteten Phänomene« (Maturana/Varela 1987, 34).

Mit den ersten beiden Punkten wird dem Problem der Anschlussfähigkeit im System der Wissenschaft Rechnung getragen, wobei der zweite Punkt Gesetzmäßigkeiten befragen und beschreiben lässt, die den *Common sense*-Beschreibungen verborgen sind, die also der Herausforderung latenter Strukturen und Funktionen gerecht werden. Erst auf dieser Ebene wird eine intelligente Wissenschaft als »begriffliche Abstraktion (die auf Theorie abzielt)« möglich, die sich »von der *Selbstabstraktion* des Gegenstandes (die auf Struktur abzielt)« unterscheiden kann (Luhmann 1993, 16). Im dritten Punkt werden die Generalisierungspotentiale

7) »Was man als wissenschaftliche Objektivität bezeichnen kann, liegt einzig und allein in der kritischen Tradition, die es trotz aller Widerstände so oft ermöglicht, ein herrschendes Dogma zu kritisieren. Anders ausgedrückt, die Objektivität der Wissenschaft ist nicht eine individuelle Angelegenheit der verschiedenen Wissenschaftler, sondern eine soziale Angelegenheit ihrer gegenseitigen Kritik, der freundlich-feindlichen Arbeitsteilung der Wissenschaftler, ihres Zusammenarbeitens und auch ihres Gegeneinanderarbeitens. Sie hängt daher zum Teil von einer ganzen Reihe von gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen ab, die diese Kritik ermöglichen.« (Popper 1972, 113)

der begrifflichen Abstraktionen expliziert, um in Verbindung mit dem letzten Punkt die Aussagen in eine Form zu bringen, so dass sie im Sinne des binären Wissenscodes (wahr/falsch) einer Überprüfung zugeführt werden können.

Trotz der Konvergenz zum Kritischen Rationalismus deutet sich hier eine andere Weichenstellung an: Bei Popper steht die ›Logik der Forschung‹ außerhalb des Erkenntnisgegenstandes und des Forschungsprozesses. Der »Gottesaugenstandpunkt« (Putnam 1991) wird zumindest noch für die Wissenschaftstheorie und die hieraus abgeleitete Methodologie beansprucht. Bei Popper mündet die »Logik der Sozialwissenschaften« in eine objektive Welt sozialer Institutionen und in eine Theorie der allgemeinen Situationslogik, in der Epistemologie und Forschungspraxis klar getrennt sind.⁸

Demgegenüber zeigen sich für Maturana, Varela und Luhmann die Verhältnisse komplexer. Geist und Natur sind nun auch analytisch nicht mehr zu trennen, sondern bilden eine Einheit (vgl. Bateson 1987). Jede Lebensform und jedes System erzeugt sozusagen seine eigene Epistemologie. Der Forscher hat nun mit Gegenständen zu rechnen, die Struktur dadurch aufbauen, dass sie Unterscheidungen treffen und hierdurch in sich selbst Symmetriebrüche und Selektionen erzeugen. Es geht also um Gegenstände, die weder objektiv gegeben sind, noch hinreichend beschreibbar sind als das ›idealtypische Befolgen von den Regeln, welche die Situationslogik gebietet‹. Der Forscher hat nun eine strenge logische Buchhaltung zu beachten, die dem Rechnung trägt, dass es auf der einen Seite für einen äußeren Beobachter so aussehen kann, als folge ein System Regeln und hege eine Absicht, die sich situationslogisch als Zweck-Mittel-Kalkül beschreiben lässt, um dann auf der anderen Seite im Latenzbereich verborgen die strukturelle Dynamik eines Systems vorzufinden, das weder Zwecke verfolgt noch Regeln beachtet, sondern nur den durch die internen Prozesse gebahnten Unterscheidungen folgt (vgl. Maturana/Varela 1985).

Insbesondere die moderne Biologie hat langsam gelernt, die Differenz zwischen diesen beiden Ebenen unter dem Blickwinkel der Zeit- und Selektionsverhältnisse des Darwinschen Evolutionsschemas zu begreifen (*kein* Organismus passt sich an, *um* zu überleben, sondern er erscheint *post hoc* angepasst, weil er lebt). Innerhalb der großen soziologischen Theorie hat neben Luhmann nur Pierre Bourdieu das empirische Potential der Unterscheidung zwischen ›Logik der Praxis‹ und ›Theorien über die Praxis‹ erkannt.⁹

Während Karl Popper und die ihm in dieser Hinsicht folgenden handlungstheoretischen Ansätze den Preis der Spaltung einer Welt in drei Teile zu zahlen haben (das Subjekt, die physikalische Objektwelt und drittens ein objektivierbares gesellschaftliches System von Regeln und Institutionen),¹⁰ kann die Systemtheorie die Mikro/Makro-Unterscheidung ebenso unterlaufen wie die von Subjekt und Objekt. Von ihrer metatheoretischen Anlage her ist die Systemtheorie in einer radikalen, bislang unerreichten Weise empirisch, denn sie darf nun nicht mehr nur das Produkt einer Unterscheidung in den Blick nehmen, sondern das Unterscheiden selber, mithin auch die Epistemologien, welche die Gegenstände konstituieren. Die Systemtheorie braucht als Startpunkt weder Max Webers unerklärten Erklärer des ›subjektiv

8) Was dann der *Rational Choice*-Theorie den metatheoretischen Rahmen für ihr Forschungsprogramm mit universellem Erklärungsanspruch liefert.

9) Hier im Sinne einer praxeologischen Wissenssoziologie verstanden: »Die gemeinsame Wurzel der Widersprüche und Widersinnigkeiten, die das banal scholastische Denken in einer strengen Beschreibung der praktischen Logiken zu entdecken glaubt, liegt nur in der ihm eigenen Bewusstseinsphilosophie, die sich Spontaneität und Kreativität nicht ohne das Zutun einer kreativen Absicht vorstellen kann, Zweckhaftigkeit nicht ohne bewußtes Anstreben von Zwecken, Regelhaftigkeit nicht ohne Befolgen von Regeln, Bedeutsamkeit nicht ohne Absicht zu bedeuten« (Bourdieu 2001, 176).

10) Auch Alfred Schütz' Lösung des intersubjektivitätsproblems hilft hier nicht weiter.

gemeinten Sinns«, um diesen dann durch empirische Forschung noch weiter zu vernebeln, noch Annahmen bezüglich einer vorgegebenen gesellschaftlichen Ordnung oder hinsichtlich invarianter anthropologischer Konstanten.¹¹ Um mit ihrer Untersuchung beginnen zu können, braucht die Systemtheorie weder Bewusstseinsphilosophie noch Anthropologie zu bemühen. Sie beginnt allein mit der Hypothese der Selbstorganisation, also der Annahme, dass die Wirklichkeit die Probleme und Lösungen selber schafft, die dem Beobachter dann als Ordnungen und Strukturen erscheinen, und formuliert hieraus den Systembegriff zunächst in abstrakter Form. Im mathematischen Formalismus erscheint ein System nun als Funktion seiner selbst und seiner Umwelt: $S = f(S, U)$ ¹² – nicht mehr und nicht weniger.

III. Systembegriff und Empirie

Mit der Operationalisierung des Systembegriffs ist die Systemtheorie eine empirische Theorie, die sich auf die »wirkliche Welt« bezieht. »Der Systembegriff bezeichnet also etwas, was wirklich ein System ist, und läßt sich damit auf eine Verantwortung für Bewährung seiner Aussagen an der Wirklichkeit ein« (Luhmann 1993, 30). Bevor wir uns der Beziehung zwischen Systemtheorie und Empirie näher widmen können, haben wir einige Eigenarten von Systemen zu rekapitulieren. Wenngleich ein System nur nach den eigenen, durch die interne Struktur bestimmten Gesetzmäßigkeiten operieren kann und in diesem Sinne als autonom zu bezeichnen ist, lässt es sich dennoch durch Störungen von außen irritieren. Es muss seinen eigenen Fluss, seine eigene Funktion permanent den veränderten Umweltbedingungen anpassen. Systeme sind in diesem Sinne zugleich autonom wie heteronom, selbst-bestimmt wie unbestimmt. Obgleich sie ihren eigenen Funktionsbezug setzen und in diesem Sinne auch die Störungen aus der Umwelt selbst verwalten, verändert sich ihre Struktur und damit ihre Funktion mit jeder Störung, auf die sie reagieren. Systeme verändern ihre Strukturen über die Zeit, behalten ihre Identität als System nur, indem sie sich verändern. Sie bestehen nicht als Entität, als ein Ding, sondern als eine *Relation*, nämlich als selbstbezügliche Funktion, die über die Zeit entfaltet wird (vgl. Fuchs 2001). Als solche sind sie substanzlos, wenngleich sie auf einem Medium beruhen, in dem die Relationen, welche die Relationen erzeugen, eingeschrieben sind. Genau in diesem Sinne sind Systeme unsichtbar.

Wir haben kein Sensorium für Systeme (vgl. Baecker 2002, 92). Erst über eine Abstraktionsleistung, in der wir Einzelbeobachtungen in Bezug auf ihren *zeitlichen Verlauf* in Beziehung setzten, erhalten wir Relationen, die dann ggf. den Charakter von Systemen annehmen

- 11) Die *Rational Choice*-Theorie greift in letzter Zeit vermehrt auf soziobiologische Brückenhypothesen zurück, um in ihren Gleichungen von invarianten Bedürfnissen ausgehen zu können.
- 12) »Die Systemtheorie verlängert zunächst nur die klassische Welttheorie, indem sie mit Hilfe des kybernetischen Erklärungsprinzips jedes System als Funktion seiner selbst beschreibt: $S = f(S)$. Jedes System ist eine Funktion der Einschränkungen, die es konstituieren. Das ist genauso tautologisch wie die klassische Welterklärung. Allerdings wird die Kausalität in einem zweiten Schritt gespalten, indem die Formel erweitert wird zu der Behauptung, daß jedes System eine Funktion seiner selbst *und seiner Umwelt* ist, und letzteres in der Weise, daß es sich *in dieser Umwelt von dieser Umwelt* unterscheiden können muß. Das System wird als der Unterschied definiert, den es macht: $S = f(S, U)$. Das System S ist eine Funktion f seiner selbst, S , und seiner Umwelt U . In einem dritten Schritt, der innerhalb der Systemtheorie bis heute zwischen biologischen und soziologischen Theorievarianten auf der einen Seite und ingenieurwissenschaftlichen Varianten auf der anderen Seite umstritten ist und unter dem Paradigma der »Selbstorganisation« nach wie vor für Unruhe sorgt, wird das System geschlossen und damit zur Funktion seiner Selbst erklärt: $S = S(S, U)$. Damit handelt sich die Systemtheorie das Problem einer Oszillation zwischen Tautologie [$S = S(S)$] und Paradoxie [$S = S(U)$] ein, das im Nachhinein verständlich macht, welche theorietechnische Leistung in der Einführung des Funktionsbegriffs bestand. Das kleine f verschob die Frage nach der Reproduktion des Systems auf ein Drittes, das sich weder in der Identität des Systems ($S = S$) noch in der Differenz zwischen System und Umwelt ($S \neq U$) erschöpfte. Dieses Dritte ist der Joker, den niemand je zu Gesicht bekam, dem die Systemtheorie jedoch nicht aufhört nachzustellen« (Baecker 2002, 86).

können. Um überhaupt ein System entdecken zu können, relationieren wir also Datenelemente miteinander, von denen wir annehmen, dass sie in einer systemischen Beziehung zueinander stehen. Wir bringen sie in ein raumzeitliches Muster, um dann im dritten Schritt zu schauen, ob die sich hierin zeigenden Figurationen einen systemischen Charakter haben, ob also der Gegenstand durch eine rekursive *Iteration* des Gegenstandes (mit)erzeugt wird. Solche Figurationen werden dann eine *strukturelle Drift* zeigen. Sie werden ihre Identität nur behalten, indem sie sich (langsam) verändern.

Im Sinne einer rekursiv iterativen Funktionsbeziehung charakterisiert die Systemtheorie ihren empirischen Gegenstand als ein fluides Phänomen, dessen einzelne Stadien dann jedoch sehr wohl in einer rekonstruierbaren Beziehung zueinander stehen.

Systemtheorie – und hiermit verbunden: systemempirische Forschung – ist ein eher anspruchsvolles Unterfangen. Was die Mühe rechtfertigt, sich diesbezüglichen Forschungsprojekten zu verschreiben, ist zunächst allein die Intuition, auf diesem Wege unsere Wirklichkeit angemessener verstehen zu können. Es ist die Vermutung, bestimmte Fragestellungen nur unter dem Paradigma der Selbstorganisation sinnvoll angehen zu können, wenngleich wir hierfür den Preis einer komplexen Beschreibung in Kauf nehmen müssen, die jeden Forschungsprozess zu überfordern droht. Auch hier deutet sich eine Abweichung von der Konzeption des kritischen Rationalismus an. Während Popper noch annehmen konnte, dass wir uns durch raffinierte Experimente in ein Stadium immer gehaltvollerer Theorien entwickeln, die dann unsere Wirklichkeit immer besser vorhersagen und beherrschen lassen, stellt sich mit der Systemtheorie notwendiger Weise das Problem der Überkomplexität einer Theorie, die, um überhaupt einen praktischen (und wenn auch nur forschungspraktischen) Bezug gewinnen zu können, wieder vereinfachen und idealisieren, also Komplexität wieder ausblenden muss.

Im Sinne ihrer *autologischen* Konzeption steht die Theorie hier nicht mehr außerhalb des untersuchten Feldes, sondern ist selbst Teil von ihr, ist selbst ein *epistemisches System* und muss als solches in der Einheit von Erkennen und Handeln *Vieles* unscharf stellen, um *Weniges* anderes erkennen zu können. Sie erscheint nun in der eigentümlichen Situation einer *theory of everything*, die, gerade wenn sie in ihrer Beschreibung sehr genau und exakt wird, uns nicht unbedingt wirklich bei unseren täglichen Problemen weiterhilft – denn praktikable Theorie verlangt erhebliche Komplexitätsreduktionen. Was dennoch die Systemtheorie als Metatheorie für empirische Forschungsprojekte empfiehlt, ist die Reflexion dieses Prozesses, denn »reduzierte Komplexität ist für sie nicht ausgeschlossene Komplexität, sondern aufgehobene Komplexität. Sie hält den Zugang zu anderen Kombinationen offen – vorausgesetzt, dass ihre Begriffsbestimmungen beachtet und theoriestellenadäquat ausgewechselt werden. Wenn freilich das Begriffsbestimmungsniveau aufgegeben würde, würde auch der Zugang zu anderen Möglichkeiten der Linienziehung im Nebel verschwinden, und man hätte es wieder mit unbestimmter, unbearbeiteter Komplexität zu tun« (Luhmann 1993, 12).

IV. Empirische Operationalisierung des Systembegriffs

Bevor wir uns mit der methodologischen Operationalisierung der soziologischen Systemtheorie eingehender beschäftigen, ist ein kurzer Seitenblick auf die Disziplinen hilfreich, die schon länger erfolgreich mit Systemen als sich in der Zeit stabilisierenden rekursiven Funktionen rechnen können. Als Beispiel für eine auch in empirischer Hinsicht außerordentlich erfolgreiche Disziplin ist hier die Quantentheorie zu nennen, die ihre Gegenstände als raumzeitliche Wahrscheinlichkeitswellen beschreibt, die in ihren Eigenwerten kollabieren können, um dann an den Grenzbereichen ihrer Disziplin den Materie- und den Informationsbegriff fließend ineinander übergehen lassen zu können (vgl. Zeilinger 2005). Für die physikalische Chemie sind hier vor allem die Arbeiten um den Nobelpreisträger Ilya Prigogine (1979) zu nennen, der mit seinem Konzept der dissipativen Strukturen die Bedingungen formulieren

konnte, wie aus Materie- und Energieflüssen Strukturen entstehen, die sich als Symmetriebrüche in Raum und Zeit entfalten und so eine individuelle Geschichte bekommen. Ebenso können Neurobiologen mittlerweile mit Mustern von neuronalen Aktivitäten rechnen, die wiederum neue Muster von neuronalen Aktivitäten erzeugen, um hierdurch im Einklang mit dem phänomenalen Erleben eine Hirndynamik zu erklären, die zugleich der operationalen Geschlossenheit des Nervensystems gerecht wird, wie auch die Dynamiken des In-Resonanz-Tretens mit den Sinneswahrnehmungen beschreiben kann (siehe etwa Varela 1999).

Die Operationalisierung der systemischen Modellbildungen erfolgt in den benannten Disziplinen auf Basis einer anspruchsvollen Mathematik, die mit rekursiven Verhältnissen zu rechnen erlaubt.¹³ Zumindest in der internationalen Spitzenforschung ist die *general systems theory* in den *hard sciences* sehr wohl *empirisch* anschlussfähig.

In den Sozialwissenschaften stellt sich das Verhältnis von Systemtheorie und Empirie aus verschiedenen Gründen vielschichtiger dar. Wie insbesondere Loet Leydesdorf am Beispiel von Netzwerken wissenschaftlicher Kommunikation aufzeigt, lassen sich zwar durchaus auf Basis quantitativer mathematischer Modellierungen Hypothesen zur Selbstorganisation bilden und testen (Leydesdorff 2001). Doch Luhmanns Theorie stellt an die empirische Sozialforschung Anforderungen, die weit darüber hinausgehen, festzustellen, ob und auf welchem Wege sich Kommunikationsnetzwerke rekursiv stabilisieren.

Die größte empirische Herausforderung besteht in dem Luhmannschen Sinnbegriff, der im Anschluss an Husserl eine Komplexitätstheoretische Deutung bekommt. Sinn erscheint nun als Selektionszusammenhang, in dem ein System aus einem begrenzten Arsenal von Möglichkeiten einzelne Optionen auszuwählen hat. Der Vollzug der eigenen Praxis zwingt zu dieser Auswahl aus einem Selektionsbereich schon deshalb, weil allein aus Gründen begrenzter Zeit und Ressourcen nicht alle denkbaren Bezüge beachtet und realisiert werden können.¹⁴ Sinn lässt sich nun abstrahierend als eine fortschreitende, sich selbst prozessierende Sukzession der Aktualisierung der »modaltheoretischen Unterscheidung von Wirklichkeit (Aktualität) und Möglichkeit (Potentialität) bestimmen« (Luhmann 2000, 18f.). Dabei erscheint der *Sinn* selbst als ein selbstreferenzieller Reproduktionszusammenhang, als »ein Prozessieren nach Maßgabe von Differenzen, und zwar von Differenzen, die als solche nicht vorgegeben sind, sondern ihre operative Verwendbarkeit (und erst recht natürlich: ihre begriffliche Formulierbarkeit) allein aus der Sinnhaftigkeit selbst gewinnen. Die Selbstbeweglichkeit des Sinngeschehens ist Autopoiesis par excellence« (Luhmann 1993, 101).¹⁵

13) Francisco Varela entwickelte hierzu eine Variante von Spencer Browns Kalkül der Form, auf den bekanntlich auch Niklas Luhmann zurückgreift, jedoch eher mit Blick auf die Metaphorik der Einheit des Bezeichnens und Unterscheidens und des Re-entries der Form, denn mit Blick auf die mathematischen Implikationen des Kalküls (vgl. Schönwälder et al. 2004).

14) »Man kann sagen, daß die Welt (für einen Beobachter) komplex ist und sich daher jede Verknüpfung von Elementen (=Operationen) nur selektiv unter Außerachtlassen bzw. Ablehnung anderer Möglichkeiten vollziehen läßt – anderer Möglichkeiten, die aber an der Operation noch sichtbar sind und ihre Selektion als kontingent erscheinen lassen. Die Welt kann sich selbst nur über Einschränkungen und nur über Inanspruchnahme von Zeit realisieren. Oder man kann in der phänomenologischen Tradition das Erscheinen sinnhafter Formen analysieren und dabei feststellen, daß jedes aktuell intendierte Item in der Form eines Sinnkerns gegeben ist, der auf zahllose andere Möglichkeiten der Aktualisierung von Sinn verweist, und wiederum: teils auf gleichzeitig Mitvorhandenes, teils auf Anschlußmöglichkeiten. Die Unterscheidung der beiden Darstellungsmöglichkeiten beruht auf der Unterscheidung von Objekt und Subjekt. Das Komplexitätstheorem vertritt einen objektiven (die Gegenseite sagt dann: objektivistischen) Weltbegriff. Die Phänomenologie versteht sich als subjektive (also: subjektivistische) Analyse sinnstiftender Bewußtseinsleistungen« (Luhmann 2000, 18).

15) Grundlegend zum Sinnbegriff siehe Luhmann 1993.

Eine quantifizierende mathematische Modellbildung findet hier keinen Ansatzpunkt mehr aber auch eine sinnverstehende Soziologie scheint an der Fluidität eines solchen Sinngeschehens kapitulieren zu müssen. Letztere scheint mit Saake und Nassehi (2002) dann nur noch feststellen zu können, dass auch der soziologische Interpret in seinem Datenmaterial vor allem *Kontingenz* vorfindet und dann in seinem Verstehen üblicherweise nichts anderes tut, als diese Kontingenz auf eine bestimmte und nicht auf eine anders mögliche Weise sinnhaft zu erschließen. Von hier scheint es nur ein kleiner Schritt, jeglichen Versuch wissenschaftlichen Fremdverstehens zu dekonstruieren, denn Sinnverstehen scheint aus dieser Perspektive nichts anderes mehr zu bedeuten, als dem fremden Gegenstand die eigene Sichtweise, die eigenen Schemata und Motivzurechnungen als Interpretation zu unterstellen.

Sich in einem Luhmannschen Sinne auf den Sinnbegriff einzulassen, heißt vor allem, sich der Herausforderung der Unbestimmtheit zu stellen. Auf der Ebene der *Bewusstseinsysteme* erscheint das Sinnprozedere nun nicht mehr wie noch bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003, 465) als vorgefertigter Entwurf, der seiner Realisierung zustrebt, sondern als eine Kette sukzessiver Bestimmungen, in denen jeweils das jüngste Glied den vergangenen Elementen Sinn zuschreibt (Luhmann formuliert hier das Bild vom Denken, dass immer nur nach hinten schaut, vgl. Luhmann 1995). Homolog bekommt die Kommunikation ihre Bestimmung erst durch die Anschlusskommunikation. Anders als noch in der technischen Informationstheorie lässt sich der Sinn einer Botschaft nun nicht mehr bestimmen, indem die Information als Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Signals aus einem *definierten* Auswahlbereich zurückgerechnet wird, denn der *Auswahlbereich*, d.h. das Spektrum möglicher Selektionen, ist nun ebenso unbestimmt, wie die Information (siehe Baecker 2005, 22). Die dem *Common sense* vertrauten Verhältnisse verkehren sich auch hier: »Man findet nicht etwas vor, das dann Anlass für Kommunikation ist. Sondern man kommuniziert bereits und findet deswegen und darin Anlässe, die es erlauben, weiterzukommunizieren oder die Kommunikation abzubreaken« (Baecker 2005, 29).

Der Ausgangspunkt ist nicht mehr der bestimmte Sinn und der vom Gegenüber her zu bestimmende Sinn, sondern die auf beiden Seiten ungewisse Ausgangslage des von Talcott Parsons formulierten Problems der ›doppelten Kontingenz‹. Zunächst erscheint der Sinn unbestimmt, um dann später in der Kommunikation in einen bestimmmbaren, jedoch nicht unbedingt für beide Seiten auf gleiche Weise zu bestimmenden Sinn einzurasten. Dieser Prozess erhält gleichsam erst vom Ende der Kommunikation her seine Form. Kommunikation erzeugt dann erst die Information, »die bestimmte Nachrichten in ein Verhältnis zu mitlesenden, jetzt aber unbestimmten Auswahlbereich möglicher anderer Nachrichten setzt. Kommunikation, wird dies dann heißen, arbeitet an der Bestimmung des Unbestimmten, aber Bestimmbaren, um Bestimmtes verstehen zu können« (Baecker 2005, 22).

Wir befinden uns hier noch auf einer sehr basalen Ebene des Theoriedesigns, auf der an dieser Stelle nur zwei Aspekte zu rekapitulieren sind:

1. *Kommunikation* und *Psyche* sind als getrennte Systeme anzusehen, die zwar einander bedürfen, um jeweils ihre eigenen Strukturen aufbauen zu können, die dann aber mit Bezug auf ihre Funktion eine jeweils eigenständige selbstreferenzielle Schließung realisieren.

2. Als Autopoiese vollzieht sich jedes Sinngeschehen als ein sich zeitlich entfaltender Prozess, der dann jeweils von der »Zukunft«, vom jeweils jüngsten Ereignis her seine Bestimmung erfährt.

Auf den ersten Blick mag die zentrale Figur ›Bestimmung des Unbestimmten, aber Bestimmbaren, um Bestimmtes verstehen zu können‹ für empirische Forschung nur schwierig zu operationalisieren sein. Doch sowohl für die Psyche als auch für die Kommunikation ist dies möglich. Die Voraussetzung hierfür ist, dass die Sequenzialität des Sinngeschehens in

ihrem Prozedere vom Unbestimmten zum Bestimmten protokolliert wird, um dann die klassisch physikalische Weltzeit mit der jeweiligen Systemzeit in Beziehung setzen zu können.

Für das Bewusstsein lässt sich dies realisieren durch Experimente, in denen der Zeitverlauf von Wahrnehmung, Bewusstsein und Handlungsimpuls untersucht wird,¹⁶ beispielsweise in Versuchen, in denen die *Einheit von Erleben und Handeln* unterbrochen wird, um dann vom Bewusstsein wieder hergestellt zu werden,¹⁷ oder mittels eines Forschungsdesigns, das gestattet, die phänomenologische *Erste-Person-Perspektive* mit einer *Hirndynamik* zu *korrelieren*, die auf Basis dynamizistischer, systemtheoretischer Modelle rekonstruiert wird.¹⁸ All diese Experimente deuten darauf hin, dass »der anhaltende Fluß von Reflexionen, den wir Bewußtsein nennen und mit unserer Identität assoziieren«, vor allem eine »deskriptive Rekursion« darstellt, welche die Funktion hat, eine »sprachlich operationale Kohärenz« zu erzeugen. Bewusstsein kann und braucht dann nicht mehr Wirklichkeit abzubilden, also das, »was aus dem Blickwinkel eines unabhängigen Beobachters geschieht« (Maturana/Varela 1987, 249f.), sondern leistet genau im Sinne der Luhmannschen Argumentation die »Bestimmung des Unbestimmten, aber Bestimmbaren, um Bestimmtes verstehen zu können«.

Im gleichen Sinne lassen sich die Zeitverhältnisse von Kommunikation hinsichtlich der Dynamik von Unbestimmtheit und Bestimmung untersuchen. Auf einer basalen Ebene eröffnet hier die Ethnomethodologie einen empirischen Zugang, da hier die Frage der Sinninterpretation zugunsten der Diskursstrukturen systematisch ausgeblendet wird. Das Problem der Indexikalität – also der in der Regel unbeantwortbaren Frage, worauf denn nun Ausdrucksgestalten wirklich verweisen – wird eingeklammert, denn »indexikalische Ausdrücke« können grundsätzlich nicht und brauchen deshalb auch nicht aufgeklärt bzw. »repariert« zu werden (Garfinkel/Sacks 2004). Im Sinne einer empirischen Perspektive rückt das, was mit einer Aussage gemeint sein könnte, in den Hintergrund und die Analyse lenkt nun stattdessen ihr Augenmerk darauf, wie sich ein System von Aussagen entfaltet, richtet sich auf die Prozesse und Strukturen, die in diesen Prozessen aufscheinen, darauf, wo und wann unterbrochen und metakommunikativ kommentiert wird (*formulating*) und an welchen Stellen Zurechnungen (*accounts*) eingebracht werden.

Als Befund dieser Studien lässt sich dann in generalisierter Form zunächst als Ausgangspunkt festhalten, dass Sprache »wesensmäßig vage« ist (Bohnsack 1998, 109), also Themen und ihre Rahmungen zunächst diffus bleiben, dann aber im Verlauf der Kommunikation einer Bestimmung zugeführt werden. »Der Sinn des Sachverhalts, auf den man sich bezieht, wird vom Hörer nicht dadurch entschieden, dass er nur das bereits Gesagte in Betracht zieht, sondern dass er auch dasjenige einbezieht, was im künftigen Gesprächsverlauf gesagt sein wird. Derartige zeitlich geordnete Mengen von Feststellungen machen es erforderlich, dass der Hörer an jedem gegenwärtig erreichten Punkt in der Interaktion voraussetzt, durch das Warten auf das, was die andere Person noch zu einem späteren Zeitpunkt sage, werde die gegenwärtige Deutung dessen, was schon gesagt oder getan worden ist, später einer endgültigen Klärung zugeführt sein« (Garfinkel 1973, 208).

In diesem Sinne lässt sich die Ethnomethodologie als ein methodologischer Zugang begreifen, um den Systemcharakter von *Interaktionssystemen* auf *formaler* Ebene empirisch zu rekonstruieren. Gespräche erscheinen nun als selbstreferenzielle Systeme, die ihre Bestimmung nicht aus den intendierten Ausdrucksgestalten ihrer Akteure, sondern aus der Dynamik der wechselseitig erfolgenden Anschlüsse erhalten (vgl. Hausendorf 1992).

16) Klassisch hierzu Libet 1979, aber mittlerweile in sehr viel ausgefeilterer Form vgl. Obhi/Haggard 2006.

17) Siehe hierzu die Experimente der Arbeitsgruppe um den Nobelpreisträger Roger W. Sperry (siehe Gazzaniga 1989).

18) Vgl. hier Varela 1999 und Gelder 1999.

Die soziologische Systemtheorie wird empirisch operationalisierbar, indem sie die Bearbeitung von Kontingenz, die Figur der ›Bestimmung des Unbestimmten‹ in den Mittelpunkt ihrer Analysen rückt. All jene problematischen Leerstellen der interpretativen Sozialforschung (›Biografien‹, ›Subjekte‹, Bedeutungen von Metaphern und Ritualen etc.) brauchen nun nicht mehr essentialistisch konzeptionalisiert zu werden. Stattdessen liegt das Augenmerk nun auf der funktionalen Perspektive. Es ist nun beispielsweise darauf zu schauen, welche Bezugsprobleme durch eine biografische Antwort oder durch die Zurechnung auf einen freien Willen gelöst werden können, oder welche Antwortklassen funktional äquivalent zu bestimmten Formen von Biografiekonstruktionen und Subjektivierungen liegen (vgl. Nassehi/Saake 2002). Der Blick richtet sich nun darauf, wie Metaphern, Verfahren, Rituale etc. ein soziales System selbst dann konfigurieren können, wenn seitens der Akteure die Bedeutung bzw. der indexikalische Gehalt eben dieser semantischen Komplexe längst vergessen worden ist (vgl. Lee 2004).

V. Semantische Systeme

Wenngleich sich mit den benannten Wegen sehr wohl eine begründete, systemtheoretisch inspirierte Sozialforschung etablieren ließe, würde die eigentliche Leistung der Luhmannschen Systemtheorie damit in methodologischer Hinsicht noch unberührt bleiben.

Ihre gesellschaftstheoretische Bedeutung liegt bekanntlich in der Konzeption der *funktionalen Differenzierung*, die darauf beruht, dass es innerhalb der Sinnsysteme nochmals zur operativen Schließung kommt, dass sich also die Auswahlbereiche, das Spektrum potentiell aktualisierbarer Themen, selber konditionieren und zu Formen und Formschemata führen, welche die Kommunikation auf einer höheren Ordnungsebene strukturieren. Im Falle der gesellschaftlich ausdifferenzierten Funktionssysteme geschieht dies dann entlang eines binären Codes und eines Mediums, was die Kommunikation vermittelt und eng führt (z.B. findet die Wirtschaft ihre Anschlüsse nur unter der Perspektive der Zahlung), im Falle der Organisationen auf Basis der ›Inklusionsregel Mitgliedschaft‹ und der intern bindenden ›Reproduktion von Entscheidungskommunikation‹.

Wir finden hier also eine Differenzierungstheorie vor, die mit verschiedenen semantischen Kontexturen rechnet, welche jeweils ihre eigenen Anschlussmöglichkeiten eröffnen, und – dies ist die eigentliche empirische Herausforderung – welche von polykontexturalen Verhältnissen ausgeht, in der sich die verschiedenen Kontexturen der unterschiedlichen gesellschaftlichen Funktionssysteme nicht nur überlagern, sondern durch die quer zu den gesellschaftlichen *Funktionssystemen* (Medizin, Recht, Wirtschaft etc.) liegenden Systemtypen *Organisation* und *Interaktion* gebrochen oder unterlaufen werden können.

So ergeben sich beispielsweise im Krankenhaus mit der Verschreibung eines bestimmten Medikaments sowohl medizinische als auch wirtschaftliche und rechtliche Anschlüsse. Allerdings können dann innerhalb einer Organisation beispielsweise Anlässe für die Verschreibung nahe liegen, die weder medizinisch, noch rechtlich oder wirtschaftlich motiviert sind. Ein starkes Beruhigungsmittel zu verschreiben, trägt auch dazu bei, dass das überlastete Pflegepersonal weniger Zeit mit einem unruhigen Patienten zu verbringen hat, hilft also bei der Routinisierung der organisationalen Vollzüge.

Zudem kann sich die Interaktion quer zu den Logiken von Organisation und gesellschaftlichen Funktionssystemen stellen. So darf beispielsweise im Akutkrankenhaus offiziell nur Therapie und Diagnose betrieben werden. Aktive wie passive Sterbehilfe sind aus verschiedenen, auch rechtlichen Gründen nicht erwünscht. Dennoch wird ein Beobachter im Krankenhaus Aushandlungsprozesse feststellen können, in denen sich Angehörige, Patienten und Ärzte auf die diffuse Grauzone der Sterbebegleitung einigen, um dann vielleicht die Dosis der Opiate zu erhöhen, was den Sterbevorgang ein wenig beschleunigen wird. Doch durch solch ein Arrangement werden keineswegs die anderen gesellschaftlichen Kontexturen sus-

pendiert. Man wird medizinische Gründe nennen können, warum die hohe Morphiumgabe notwendig war, wird weiterhin Therapiebemühungen zeigen, um den Fall gegenüber den Krankenkassen gut abrechnen zu können, wird wie immer die ärztliche Hierarchie bemühen, um zu einer legitimierten Entscheidung zu kommen, und nicht zuletzt den Behandlungsprozess in einer Form dokumentieren, die im Zweifelsfall vor dem Recht Bestand hat (vgl. Vogd 2004b, 339ff.). In einer hoch verdichteten Organisation wie dem Krankenhaus erscheint jede Kommunikation multivalent; sie eröffnet gleichzeitig verschiedenen Semantiken Anschlussmöglichkeiten. Die meisten dieser Semantiken liegen in der Regel im Latenzbereich – finden also nicht unmittelbar in expliziter Form ihren Anschluss, strukturieren aber dennoch die Kommunikation und lenken sie in bestimmte Bahnen.

Die Luhmannsche Fassung der Differenzierungstheorie geht keineswegs – wie oftmals missverstanden (so etwa Knorr-Cetina 1992) – von einem mechanischen Konzept aus, demzufolge eine bestimmte Organisation eine bestimmte Funktion zu erfüllen habe. So ist ein Labor genauso wenig Wissenschaft, wie ein Krankenhaus das Medizinsystem oder eine politische Partei Politik darstellt. Vielmehr kann auch im Labor Politik und Wirtschaft geschehen, wie denn auch in politischen Parteien persönliche Bindungen über Zahlungen auf Dauer gestellt werden können.¹⁹

Als semantische Systeme verstanden sind Politik (Macht), Recht, Wirtschaft, Wissenschaft (Wahrheit), Liebe, Krankenbehandlung, Familie, Erziehung, Religion etc. keine Strukturen, sondern hochabstrakte, rekursive, sich über die Zeit stabilisierende Relationen. Sie erscheinen nun als gesellschaftlich ausdifferenzierte Protoformen, als Keime bewährter Semantiken, an die bei Bedarf angekoppelt werden kann. Sie erscheinen als Rahmen – hier im Anklang an Goffman (1996) – der aufgrund eines spezifischen Codes jeweils einen Möglichkeitsraum dazu eröffnet, was der Fall sein könnte und über dessen Realisierung erst die weitere Kommunikation entscheidet. »Codes sind Sofern-Abstraktionen. Sie gelten nur, sofern die Kommunikation ihren Anwendungsbereich wählt (was sie nicht muß). Es kommt nicht in jeder Situation, nicht immer und überall, auf Wahrheit oder auf Recht oder auf Eigentum an« (Luhmann 1986, 79).²⁰

Die jederzeit aktualisierbaren systemischen Kontexturen stellen aus dieser Perspektive sowohl Ursache wie auch Lösung, Ausgangspunkt wie auch Problem kommunikativer Prozesse dar. Sie erscheinen als selbstreferentieller Eigenwert kommunikativer Prozesse, gleichzeitig als ihr Einsatz wie auch als ihr Gewinn. Die Gesellschaft stellt hier gleichsam das Medium dar, welches bewährte Sinnkontexturen zur Verfügung stellt, auf die dann in der Kommunikation bei Bedarf, insbesondere unter Bedingung erhöhter Unsicherheit, zurückgegriffen werden kann und muss. Eine der wesentlichen Leistungen von Luhmanns Systemtheorie besteht jedoch darin, dass die Kontingenz nun nicht – wie im »postmodernen« interpretativen Paradigma in die Beliebigkeit beliebiger Interpretationen mündet,²¹ sondern in die »Wahrscheinlichkeitsfelder« der gesellschaftlichen Kontexturen gelenkt wird, in denen bestimmte Sinnselektionen *Eigenwerte* erzeugen, welche mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit eine solche Selektion erwarten lassen. Die gesellschaftstheoretische Pointe dieser Perspektive lautet, dass die inkludierten Akteure als personalisierte Adressen gelernt haben, mit diesen *polyzentrischen* und *polykontexturalen* Verhältnissen umzugehen. Interaktion und Organisation können nun – insbesondere André Kieserling (1999) hat darauf hingewiesen –

19) Vgl. hierzu Dirk Baecker 2000 in seinem TAZ-Beitrag »Korruption empirisch«.

20) Um es mit Günther Ortman nochmals zu pointieren: »Handlungen, Operationen, Zahlungen, Transaktionen, Entscheidungen, Kommunikationen haben es an sich, mehrdeutig zu sein [...], und das scheint mir zu bedeuten, dass es keine distinkten Wirtschafts-, Rechts- und politischen Handlungen gibt und geben kann, es sei denn in dem Sinne, dass der wirtschaftliche, rechtliche oder politische Aspekt in diesem oder jenem Kontext dominiert, und vielleicht so deutlich, dass wir nicht zögern, von wirtschaftlichem, rechtlichem oder politischem Handeln zu sprechen« (vgl. Ortman 2003, 242).

21) Vgl. Nelson Goodman 1990 und als methodologisches Primat Norman K. Denzin 1994.

auch in Kontrast zur ›Gesellschaft‹ gehen.²² Sie können sich aufgrund ihrer jeweils eigenen Geschichte gegenüber den gesellschaftlichen Semantiken absetzen, um sie zugleich zu integrieren.

So können Ärzte bezüglich administrativer, rechtlicher und auch ökonomischer Anforderungen im ›Modus des als ob‹ agieren, also hinsichtlich der Aktenführung formell den entsprechenden Anforderungen genügen, um dann, etwa bei sozialen und medizinischen Fragen informell das zu tun, was ihrem ärztlichen Habitus entspricht oder situativ durch die Interaktion nahe gelegt wird (vgl. Vogd 2002, 2004b). Die jeweiligen Semantiken bzw. »Formen der Kommunikation« (Baecker 2005) dürfen hier nicht mehr im Sinne eines Regulismus als normative Strukturen der Gesellschaft verstanden werden, sondern sind selbst in die soziale Praxis der Kommunikation eingewoben. In der Koproduktion von Psyche und Sozialem erscheinen sie als *vertraute* Formen, die schon längst in vergangenen sozialen Praxen Plausibilitäten gewonnen haben. Sie bieten sich dann auf diesem Wege für die beteiligten psychischen Systeme als Organisationsprinzipien der Erfahrung an bzw. für die Kommunikation als sicherer Hafen einer Weichenstellung, die klärt, welche möglichen Züge als nächstes zu erwarten sind.

VI. Polykontexturale Verhältnisse und empirische Forschung

Es stellt sich nun die Frage, was die Systemtheorie mit Blick auf ihre gesellschaftstheoretischen Implikationen zum empirischen Geschäft der Soziologie beitragen kann. Nehmen wir uns für mögliche Antworten ein wenig Raum und beleuchten zunächst die *prognostische Relevanz* der Luhmannschen Konzeption und suchen dann nach Anschlüssen in den *hypotheseentestenden* und in den *rekonstruktiven Verfahren*.²³

1) Prognostische Relevanz:

Die Luhmannsche Konzeption beschreibt die Entwicklung der gesellschaftlichen Semantiken auf Basis des evolutionären Schemas Selektion/Variation/Restabilisierung und eignet sich deshalb nicht für lineare Zukunftsvorhersagen. Da die drei Selektionsprozesse des Formschemas kausal voneinander entkoppelt sind, die Variation also keinen Einfluss darauf hat, ob sie ausgewählt wird bzw. da Selektion nicht wissen kann, ob sie mittelfristig restabilisiert wird, gestattet die Systemtheorie nicht, beobachtbare Trends einfach in die Zukunft hinein zu verlängern.

Als Beobachtung zweiter Ordnung wird sie jedoch *Bedingungen von Möglichkeitsräumen* beschreiben können, die Evolution und Selbstorganisation möglich werden lassen. Sie wird, um beispielsweise für das Erziehungssystem zu sprechen, damit umzugehen lernen, dass es nicht mehr (nur) um Wissen gehen kann, sondern vor allem um Intelligenz als Fähigkeit, Nichtwissen und Wissen in ein konstruktives Verhältnis zueinander zu bringen.²⁴ Sie wird eine Ahnung entwickeln, dass das Erfüllen gesellschaftlicher Funktionen ab einem gewissen Komplexitätsgrad der Ausdifferenzierung nicht mehr (nur) durch hierarchische Organisationsformen bewältigt werden kann, sondern einer *heterarchischen* Entscheidungsstruktur bedarf. Sie wird damit rechnen können, dass diese Prozesse auf der Ebene der politischen und innerbetrieblichen Steuerung zwar einen Verlust an Kontrolle bedeuten, der jedoch mit einer höheren Leistungsfähigkeit einhergehen kann.

22) Was natürlich nur als Kommunikation, also in Form von Gesellschaft geschehen kann.

23) In sozialwissenschaftlichen Diskursen wird hier üblicherweise zwischen den quantitativen und den qualitativen Methoden unterschieden, eine theoriepolitisch verständliche, metatheoretisch jedoch eher unglückliche Unterscheidung.

24) Gregory Bateson 1992 hat diese reflexive Ebene als Deutero-Lernen bezeichnet.

Vieles spricht dafür, dass die Systemtheorie sehr wohl begründete Zeitdiagnosen wagen kann, die dann vor allem in der »Therapie des *Common Sense*« liegen (Vogd 2005a). Es wird ihr dabei weniger um das Erstellen von Vorhersagen gehen, sondern um das Einholen einer sozialen Wirklichkeit, in der Gesellschaftsstruktur und Semantik notwendigerweise auseinander klaffen. Diese Analysen wären dann im besten Sinne soziologischer Tradition auch als eine Ideologiekritik zu verstehen, nämlich in dem Sinne, dass die gesellschaftlichen *Theorien über die Praxis* mit der rekonstruierten *Logik der Praxis* miteinander in Beziehung zu setzen sind.²⁵ Aus der metatheoretischen Anlage der Systemtheorie ergibt sich dabei jedoch eine besondere Lagerung. Sie beschreibt ihre Gegenstände aus einer inkongruenten Perspektive und weiß dabei, dass die Differenz von Selbst- und Fremdbeschreibung für den untersuchten Gegenstand selbst konstitutiv ist. Entsprechend kann sie nicht davon ausgehen, dass ihre Beschreibung in den semantischen Haushalt des von ihr untersuchten Gegenstandes eingehen wird, bzw. für diesen überhaupt Relevanz hat. Auf der anderen Seite ist sie jedoch aus genau diesem Grunde in der Lage, mit *Kommunikationssperren* zu rechnen und kann die Erkenntnis, dass »die eine Hand nicht wissen darf, was die andere tut« (Bateson/Bateson 1993), als Irritation ins Design gesellschaftlicher Prozesse wieder mit einfließen lassen.²⁶

Ob die soziologische Systemtheorie damit jedoch *in the long run* eher in eine erfolgreiche Erkenntnispraxis mündet als weniger komplexe Theorieentwürfe, die aus diesem Grunde leichter und voraussetzungsloser mit Zukunft rechnen können, ist eine Frage die allein schon mit dem selbstreferenziellen Bezug auf das Evolutionsschema unbeantwortet bleiben muss. Dies gilt allerdings genauso für ihren großen Konkurrenten, die *Rational choice*-Theorie.

2) Hypothesentestende Verfahren

Die Systemtheorie mündet durchaus in eine Reihe von gesellschaftstheoretischen Implikationen, die – empirisch operationalisiert – ihren Anschluss in hypothesentestenden Verfahren finden können. Zu denken wäre hier beispielsweise an die These von der Entkopplung der Funktionssysteme von Moral. So ließe sich beispielsweise durchaus ein hypothesentestendes Design entwickeln, um etwa die gesellschaftliche Bedeutung von Ethik und Moral zu untersuchen. Hier könnte dann auf der einen Seite die Habermassche Vorstellung von ethischer Reflexion als herrschaftsfreiem Diskurs operationalisiert werden, demgegenüber dann auf der anderen Seite die Luhmannschen Position, dass der ethische Diskurs vor allem die Funktion erfüllt, die Moral von den Funktionssystemen fern zu halten. Irmhild Saake und Dominik Kunz kommen in ihrer empirischen Untersuchung zu Ethikkomitees im Krankenhaus entsprechend zu dem Ergebnis, dass im ethischen Diskurs gerade nicht mehr moralisch entschieden werden muss, sondern stattdessen performativ eine Symmetrisierung von Sprecherperspektiven hergestellt wird (Saake und Kunz 2006), die im operativen Vollzug der organisationalen Entscheidungspraxis allerdings weiterhin keine Rolle spielt.

Oder man könnte Luhmanns religionssoziologische These überprüfen, dass die Religion mit der funktionalen Differenzierung aus *gesellschaftlichen* Gründen weiter ihr Bezugsproblem behält, also weder mit der Säkularisierung verschwindet noch als »unsichtbare Religion« in der symbolischen Bindung eines Menschen – von dem dann Thomas Luckmann annehmen musste, dass Religiosität zu seiner anthropologischen Grundausstattung gehört – an die

25) Aus der Perspektive einer diesbezüglichen Rekonstruktion kann die Systemtheorie dann beispielsweise sehr wohl die fundierte These entwickeln, dass moderne Organisationen mit den Möglichkeiten der neuen Medien in ein Komplexitätsstadium kommen werden, welches die Umstellung von einer Organisations- zu einer Netzwerkgesellschaft wahrscheinlich werden lässt (Baecker 2005, 254ff.).

26) Auch die Neoinstitutionalisten haben mittlerweile erkannt, dass Prozesse in Organisationen nur lose gekoppelt zu sein haben (siehe etwa Meyer 1992).

Gesellschaft aufgeht.²⁷ Zudem weisen Diskussionen an der Front systemtheoretischer Forschung auf einige interessante Folgeprobleme der funktionalen Differenzierung hin,²⁸ die hinsichtlich ihres empirischen Gehaltes durchaus in entsprechende Untersuchungsdesigns hypothesentestender Forschungsprojekte münden könnten.

Eine solche Empirisierung des systemtheoretischen Gedankenguts hätte jedoch die eigentliche Arbeit der Systemtheorie – das Theoretisieren – als *block box* zu begreifen, denn die Art und Weise, wie der *gute* Systemtheoretiker in seinem alltäglichen Geschäft vorgeht, bleibt hier verborgen. Die Beherrschung der Komplexitäten dieser Theorie beruht dann weiterhin nur auf der stillen Kunst und Intuition jener »Meister«, welche jedoch letztlich nicht begründen können, wie und warum sie zu ihren Hypothesen kommen.

3) Rekonstruktive Verfahren

Anders stellt sich das Verhältnis zwischen Systemtheorie und Empirie in den so genannten rekonstruktiven Verfahren dar. Rekonstruktive Methoden setzen im Anschluss an Gadamer, Schütz und Garfinkel an dem Problem an, dass man in der Erforschung sozialwissenschaftlicher Gegenstände allein schon deswegen mit einer externen »Logik der Forschung« nicht sehr weit kommt, weil die untersuchten Gegenstände ihre jeweils eigene Epistemologie besitzen. Sie folgen nicht, wie die Objekte der klassischen Physik, den Trajektorien mathematisch beschreibbarer Bahnen, sondern erzeugen ihre jeweils eigenen Unterscheidungen, ihr eigenes Wissen, auf Basis dessen sie sich an der Wirklichkeit orientieren. Schon bei einfachen kybernetischen Maschinen, die ihre Input-output-Relation als interne Zustandsfunktion verändern können (vgl. Foerster 1994, 248ff.), ist es wenig sinnvoll, die Modellbildung an die statistische Überprüfung von Verhaltensvorhersagen zu binden. Ein solches System zu verstehen, würde dann vielmehr bedeuten, seine *Funktion* zu *rekonstruieren*. Fremdverstehen heißt dann vor allem die Selbstorganisation der Einheit von »Erkennen und Handeln« aus der *Eigenlogik* des untersuchten Gegenstandes heraus zu beschreiben (Maturana/Varela 1987).

In genau diesem Sinne ist die Luhmannsche Theorie aus sich heraus schon immer als rekonstruktives Verfahren zu verstehen, nämlich als ein Programm, die Eigendynamik sozialer Systeme zu beschreiben – auf welchem Wege auch immer.

Eine Rekonstruktion ist eine besondere Form der Datenanalyse, in der der Forscher, um mit Loet Leydesdorf (2001, 12f.) zu sprechen, eine Linie durch die Daten zieht, welche ihrer Entwicklung durch die Zeit gerecht zu werden versucht. Die Rekonstruktion beruht auf einer Rückschau und stellt in sich eine spezifische *theoretische Selektion* dar, die jedoch durch das, was empirisch beobachtet wurde, gerechtfertigt ist. Die Abstraktionen, welche die Systemtheorie interessiert, sind Sinnsysteme, welche nun als »sich über die Zeit stabilisierende Selektionen« zu verstehen sind. Für die *wissenschaftliche* Rekonstruktion stellt sich jedoch das Problem, wie eine bestimmte Figur der Rekonstruktion gerechtfertigt werden kann gegenüber möglichen anderen Mustern, die ebenfalls als Interpretation dem Material unterlegt werden können. Wir benötigen hier eine Methodologie, die eine reflexive Theorie darstellt, um ihrem Gegenstand, der sich im selbstreferenziellen Bezug konstituiert, gerecht zu werden. Wie brauchen ein Verfahren, das zugleich ein Instrument darstellt, um Hypothesen über

27) So vermutet André Kieserling mit Blick auf Luhmanns kommunikationstheoretische Fassung des Religionsbegriffs: »Diese Umkehrthese, wonach die Religion nur für die Gesellschaft, aber nicht für jedes Individuum notwendig ist, kann sehr viel besser abgesichert werden, da es zwar Individuen, aber keine Gesellschaft ohne Religion gibt« (Kieserling 2004, 165).

28) »Import von Umweltkomplexität durch Beratung«, »Netzwerkgesellschaft«, »Reflexion auf das Evolutionsschema«, »Probleme der Komposibilität und Einheitsementiken, die hieran parasitieren können« und »Designprobleme der Gesellschaft« sind hier einige der Themen, die aktuell verhandelt werden.

die Beziehung zwischen Struktur und Funktion testen und falsifizieren zu können. Wir brauchen also eine Methode, welche die Kontingenzen des Interpretationsvorgangs reflektiert und zugleich systematisch (eben: methodisch) kontrolliert.

Innerhalb der üblichen Fassung der Systemtheorie finden wir zwar einige Heuristiken, welche darauf hinweisen, dass wir es mit semantischen Systemen zu tun haben könnten (Codes, Re-Entry-Figuren, Kontingenzformeln, Bezugsprobleme und Funktionen, Routinen in Form von Programmen und Schemata etc.). In Hinsicht auf eine Methodologie, die beschreibt, wie forschungspraktisch theoretische Sätze und Beobachtungen zueinander in Beziehung gesetzt werden können, hat sie jedoch wenig zu bieten.

Es lohnt sich deshalb zunächst zu schauen, was die so genannten qualitativen Forschungsmethoden hier entwickeln können:

Da es sich bei Sinnsystemen um Funktionen handelt, die sich in der *Zeit* restabilisieren, hat die Rekonstruktion das Datenmaterial *sequenzanalytisch* zu bearbeiten, bzw. die chronologische Linie der Beobachtungen zu beachten. Interpretationsverfahren, welche die Zeitstruktur der Datenbeziehung zerhacken – etwa die Inhaltsanalyse nach Mayring oder die Codierverfahren wie sie von Glaser und Strauß vorgeschlagen werden (vgl. Flick et al. 2000), zerstören den systemischen Zusammenhang des Materials und sind deshalb für unsere Zwecke ungeeignet, denn wir haben davon auszugehen, dass Propositionen nur im Kontext ihrer Anschlüsse Sinn machen, Ausdrucksgestalten also nicht essentialistisch begriffen werden können.

Die *Ethnomethodologie* erfüllt diese Anforderungen. Da hier jedoch (vor allem in der Fassung der Konversationsanalyse) auf die formalen Aspekte der Kommunikation fokussiert wird (metakommunikative Einschübe, Zurechnungen, Wechsel der Sprecherpositionen) rückt das, was uns eigentlich interessiert, aus dem Blickfeld, nämlich die Semantik der semantischen Systeme. Mit der Ethnomethodologie lässt sich zwar gut zeigen, *wie* Machtverhältnisse in der Interaktionspraxis als Struktur reproduziert werden (vgl. Garfinkel 1984), doch ob sich darüber hinaus andere gesellschaftliche Sinnselektionen reproduzieren, kommt hiermit nicht in den Blick.

Ein Verfahren, welches das Sinnprozedere im Hinblick auf potentielle Anschlüsse zu rekonstruieren beansprucht, ist die *Objektive Hermeneutik*, wie sie von Ulrich Oevermann entwickelt wurde. Innerhalb einer Sequenzanalyse werden hier Hypothesen zur Sinnstruktur erzeugt und verdichtet. In Bezug auf ein Sinnverständnis, welches sich vom subjektiv gemeinten Sinn gelöst hat und mit Blick auf die latenten Strukturen, die sich dann als kondensierte Selektionsleistungen zeigen, könnte man Oevermanns Methodologie durchaus als Forschungsmethodologie der Systemtheorie begreifen – insbesondere Wolfgang Ludwig Schneider schlägt dies vor (vgl. Schneider 1995, 1998). Methodologisch beachtenswert ist hier vor allem der Dreischritt von *Abduktion* (als ein Weg, Hypothesen über den sinn genetischen Zusammenhang zu bilden, indem Selektionsschemata aus anderen Kontexten abstrahiert werden, und versuchsweise als Modell für den zu untersuchenden Zusammenhang zu testen), von *Induktion* (als Weg, Schlüsse über die Angemessenheit einer Hypothese zu ziehen, indem diese iterativ mit dem sequenziellen Verlauf des Datenmaterials in Beziehung gesetzt werden) und *Deduktion* (hier verstanden als die systematische Suche nach Vergleichshorizonten, an denen die verdichtete Hypothese scheitern könnte bzw. modifiziert werden müsste). Auf diesem Wege wird Oevermann der methodologischen Forderung gerecht, dass qualitatives Forschen als Rekonstruktion zwar weiterhin auch einen induktiven Prozess darstellt, indem im Material nach Linien und Mustern gesucht wird, indem Linien und Muster in das Material hineingetragen werden.²⁹ Er negiert dabei jedoch nicht Poppers Einsicht, dass induktive Schlüsse keinen Beweis darstellen können.

29) Auch die Systemtheorie verfolgt in diesem Sinne zunächst vor allem eine induktive Verfahrensweise, indem sie nämlich in die Regelmäßigkeiten empirischer Beobachtungen Systeme hineinsieht.

Während die Ethnomethodologie beispielsweise in der Arzt-Patient-Interaktion nur den systemischen Zusammenhang entdecken kann, wie z.B. durch bestimmte kommunikative Praktiken Asymmetrie auf Dauer gestellt werden kann (vgl. Strong 2001), erlaubt die objektive Hermeneutik demgegenüber – beispielsweise in den Interaktionsprozessen zwischen Arzt und Patient – bestimmte Muster der Sinnselektion zu entdecken. Diese zeigen dann erhebliche Parallelen zu der Parsonsschen Beschreibung des medizinischen Handlungssystems, in der der Arzt treuhänderisch das Anliegen Gesundheit für den Patienten verwaltet, um ihm sobald wie möglich die geschädigte Autonomie zurückzugeben (vgl. Oevermann 1990). Eine solche Analyse der Mikrostruktur interaktiver Praxen scheint hier auf den ersten Blick durchaus ein Komplement zu den Handlungssystemen im Parsonsschen Sinne und zu den Eigenarten des medizinischen Codes zu liefern (Luhmann 1990).

Allerdings zeigt sich in epistemischer Sicht ein tiefer Bruch zwischen Systemtheorie und Objektiver Hermeneutik. Oevermann geht im Rekurs auf Herbert Mead und Noam Chomski von einem objektivistischen Regelbegriff aus. Der individuelle Akteur wird hier im Sinne einer generalisierten Ich-Wir-Beziehung einem exterioren sozialen Normengebilde gegenüber gesehen. Entsprechend dieser metatheoretischen Konzeption kann die Objektive Hermeneutik die Auffassung vertreten, dass die Bedeutung eines Textes aus den Struktureigenschaften dieser objektiven Interaktionsordnung erschlossen werden könne. Die Oevermannsche Rekonstruktion unterscheidet zwischen Norm und Abweichung und bekommt hierdurch einen latent normativen Charakter, durch den sie Akteuren – beispielsweise Ärzten, die den rekonstruierten Patterns nicht folgen – Pathologie bzw. fehlgeleitete Sozialisation zuschreiben (vgl. Oevermann 2000).³⁰ Die Luhmannsche Systemtheorie verwirft aus guten Gründen eine »Hierarchisierung des Besserwissens«, also die Möglichkeit eines solchen privilegierten Interpretationsstandortes des Sozialforschers (Luhmann 1998, 510).

Während die Ethnomethodologie noch mit *Polyvalenz* und den hiermit verbundenen Unschärfen umgehen kann, bekommt die Oevermannsche Interpretation die Rigidität des Sichentscheiden-Müssens und kann deshalb nicht mit polykontextualen Verhältnissen rechnen. Anders als Parsons (1958), der die Interaktion einer jungen Patientin mit einem Arzt noch in ihrer Mehrdeutigkeit beschreiben kann, etwa in dem dann die den Rücken abtastenden Handbewegungen zugleich medizinisch und erotisch deutbar sind und sie gerade aus diesem Grunde den Arzt mit der Unschärfe spielen lassen, zwingt die objektive Hermeneutik den Interpreten, die Interaktionsstruktur zu einer eindeutigen Lösung aufzulösen, in diesem Beispiel entweder zur professionellen Beziehung oder zur missbrauchenden Abweichung.

Insbesondere in der Rekonstruktion der Verhältnisse in den modernen Institutionen unserer Gesellschaft kommen wir jedoch nicht umhin, mit den Komplexitäten polykontextualer Verhältnisse zu rechnen. So sind die meisten Handlungen im Krankenhaus in rechtlichen, medizinischen und ökonomischen Kontexturen anschlussfähig. Doch diese Multivalenzen dürfen keineswegs so verstanden werden, dass immer rechtlich korrekt, medizinisch angemessen und ökonomisch profitabel gehandelt werden wird. Vielmehr wird der Sinn der Praxis es notwendig werden lassen, Unschärfen zu konstruieren, »Täuschungen« im Modus des »als ob« zu erzeugen und rituelle Schließungen zu kommunizieren, um die jeweiligen Ebenen

30) Oevermann folgt hier der Frankfurter Schule in dem Sinne, dass die Bedeutung von Sprechakten zwar weiterhin im Sinne einer Handlungstheorie erklärt werden müsse, allerdings sei nun die Bedeutung einer sprachlichen Ausdrucksgestalt nicht nur durch die Sprecherabsicht festgelegt, sondern beruhe auf einem gemeinsamen Regelwissen von Sprecher und Hörer. Im »Standardfall wörtlicher Bedeutung gibt ein Sprechakt die Intention eines Sprechers zu erkennen; ein Hörer kann dem semantischen Gehalt der Äußerung entnehmen, wie der geäußerte Satz verwendet, d.h. welche Handlung mit ihm vollzogen wird« (Habermas 1992, 65).

auch dann in eine Beziehung zu bringen, wenn dies logisch nicht möglich scheint.³¹ Wir brauchen also eine rekonstruktive Methodologie, die mit dynamischen Rahmungen und Rahmenwechseln umgehen kann, und im Unterschied zur Oevermannschen Argumentation »über die Ebene der Codes und über das Verständnis von Kompetenz als ›Ausbuchstabieren‹ hinaus« geht (Willems 1997, 274).

Unter gewissen Voraussetzungen (vgl. Vogd 2005b) lässt sich an Erving Goffmans Rahmenanalyse anschließen. Goffman entwickelte seinen Rahmenbegriff in Anlehnung an Gregory Batesons Untersuchungen zum Spielverhalten von Tieren, in denen dasselbe Verhalten je nach Kontext Spiel oder die Ernsthaftigkeit eines Kampfes bedeutet. Das für unseren Zusammenhang Spannende ist nun zum einen, dass Rahmen moduliert werden können, dass im Modus des ›als ob‹ Simulationen gefahren, andere primäre Rahmen vorgetauscht und etwa in der ›Auf-führung‹ verschiedene Realitätsebenen ineinander verschachtelt werden können. Zum anderen schiebt Goffman der postmodernen Auffassung, dass Äußerungen je nach Interpret Beliebiges bedeuten können, einen Riegel vor, denn die Rahmen erscheinen nun als Metastrukturierungsprinzip, das zwar dynamisch und polyvalent operiert, jedoch dabei auf einer begrenzten Zahl von Orientierungen beruht. »Wenn wir dann von einem einzigen Ereignis aus unserem eigenen Kulturkreis, in diesem Fall von einer Äußerung ausgehen, so müßten wir nachweisen können, daß eine Vielzahl von Bedeutungen möglich ist, daß diese zahlenmäßig begrenzten, unterschiedlichen Kategorien zuzuordnen sind und daß sich diese Kategorien grundlegend voneinander unterscheiden; auf diese Weise würden wir nicht lediglich einen endlosen Katalog erhalten, sondern vielmehr einen Zugang zur Strukturierung der Erfahrung finden. [...] Nach einem solchen System von Systemen müssen wir Ausschau halten; mit einem solchen Meta-Schema werden wir in der Lage sein, systematische Erkenntnisse über Kontexte zu sammeln, statt uns auf Warnungen beschränken zu müssen, daß eine bestimmte Äußerung in einem anderen Kontext etwas anderes bedeuten könnte« (Goffman 1978, zitiert nach Willems 1997, 305).

Methodologisch ergeben sich hier die Chancen einer Kybernetik zweiter Ordnung, die nicht nur von Selbstorganisation, sondern auch von *Selbstorganisation der Selbstorganisation* ausgeht. Nur auf diesem Wege gelangen wir zu einer Organisation von Organisationsprinzipien, in der mit Unbestimmtem, jedoch nicht Beliebigem zu rechnen ist. Hierzu benötigen wir eine reflexive Methodologie, die dynamisch mit Konstruktions- und Dekonstruktionsprozessen umzugehen lernt.³²

Zurzeit bestehen nur wenige methodologisch entwickelte Zugänge, welche die hier zu fordernde Komplexität bewältigen können, die *Diskursanalyse* im Anschluss an Michel Foucault (vgl. Diaz-Bone 2005), die *dokumentarische Methode*, wie sie insbesondere von Ralf

31) Um hier weiter mit dem Parsonsschen Beispiel zu argumentieren: Es ist damit zu rechnen, dass gerade der offensichtliche medizinische Rahmen die eine oder andere Intimüberschreitung weitgehend risikolos möglich werden lässt, da dies eben durch das strikte organisationale Setting üblicherweise nicht in die prekären Anschlüsse einer weiterführenden Intimkommunikation mündet.

32) Hierzu Leydesdorff: »The reconstruction is always based on a deconstruction, and this process has to be carried out by an analyst. The crucial lesson from constructivism, discourse analysis, and post-modern sociology has been that there is never a single pattern in the complexity of the data, but that any reconstruction by one analyst can be deconstructed from a wealth of other perspectives. In my opinion, this does not imply that there can be no structure in the multitude of possible reconstructions, but it supports the above thesis that higher-order structure cannot be taken for granted. If it exists, it is latent; it requires a second-order reconstruction of reconstructions, and has to remain a hypothesis. [...] Hypotheses, however, remain *ad hoc* if they are not stabilized in a theoretical system. [...] The question of significance, however, brings the methodological issues that were so heavily criticized by postmodernists back on stage, yet at the reflexive the reflexive level. Methodology is then not a textbook recipe, but a reflexive theory about the quality of inferences concerning the phenomena under study« (Leydesdorff 2001, 13f.).

Bohnsack und seinen Mitarbeitern weiterentwickelt wurde (vgl. u.a. Bohnsack 2003a; Bohnsack 2003b) und möglicherweise einige Varianten der *qualitativen Netzwerkanalyse* (vgl. Hollstein/Strauss 2006).

Die Diskursanalyse lehnt – ganz im Luhmannschen Sinne – das »Referenzdenken« ab. Wörter verweisen nicht auf Dinge oder Sachverhalte (keine »Indexikalität«), sondern semantische Gehalte entstehen erst im Netzwerk der Diskurspraxis. Sie erscheinen als ein »strukturierter und strukturierender Aussagenzusammenhang (Strukturalität), so dass eine Analyse, die bei einzelnen Aussagen ansetzt, sinnlos ist«. Sie operiert vergleichend im Sinne einer »kontinuierliche[n] »Depositionalisierung««, die in dem »Selbstverdacht« gründet, dass die »eigene Sichtweise in der Analyse »untergeschoben« werden könnte«. Sie versucht also, »immer wieder eine Außenposition zu erlangen, die sich gegen die Evidenzen des zu analysierenden Diskurses immunisiert«. Sie »nimmt die Rekonstruktion der Grundlogik im Material auf und vergewissert die Zwischenstände am selben Material« und ist auf diese Weise ein »fitting-Prozess, der immer wieder die Zwischenresultate zu korrigieren bereit ist«. Die Diskursanalyse unterscheidet »zwischen einer Wissensoberfläche, an der konzeptionelle Sachverhalte und »Begreifbares« wahrnehmbar auftreten, einer semantischen Grundstruktur (operativen Grundlogik)«, welche »die tieferliegende Organisation des Diskurses ist, und einer diskursiven Praxis, die letztere in ersteres in der Tiefe-Oberfläche-Richtung« transformiert (Diaz-Bone 2004).³³

Einen ähnlichen, doch noch stärker aus der Forschungspraxis heraus entwickelten Weg geht die Dokumentarische Methode. Wie in der Diskursanalyse unterscheiden wir hier zwischen dem *Common sense*-Verstehen, in dem die thematischen Inhalte der Aussage im Vordergrund stehen (»*formulierende Interpretation*«), und der tiefer liegenden Formation, in der sich ausdrückt, *wie* thematische Gehalte entfaltet werden, auf Basis welcher *Orientierungen* sich das Gespräch, der Monolog, der Diskurs bzw. der Text entfaltet (»*reflektierende Interpretation*«). Auf dieser wissenssoziologischen Analyseebene wird der Gegenstand als seine eigene Epistemologie enthaltend betrachtet.³⁴ Die Rekonstruktion arbeitet sich dann wie in der Diskursanalyse an der inhärenten Strukturiertheit des Materials ab, schaut darauf, welche *Rahmen* – hier mehr im Batesonschen als im Goffmanschen Sinne verstanden³⁵ – den gewählten Anschlüssen zugrunde liegen könnten (vgl. Bohnsack 1998). Die »Logik dieser Typenbildung ist eine abduktive, die in Analogien oder besser: Homologien bzw. auch funktionalen Äquivalenten und nach Art der komparativen Methode denkt« (Bohnsack 2001, 229f.). Das »generative (Sinn-)Muster« dieser spezifischen sozialen Wirklichkeit kann durch Interpretation aus den Beobachtungen einer Handlungspraxis erschlossen werden.

Die Rekonstruktion dieses »handlungspraktischen Herstellungsprozesses«, dieser spezifischen Habitusformation bezeichnet Bohnsack anlehnend an Karl Mannheim auch als »*sinngetische Interpretation*« (Bohnsack 2001, 231). Als Ergebnis dieser Interpretation erscheinen spezifische, die untersuchten Praxen auszeichnende *Orientierungsrahmen*. Bohnsack übernimmt hier analog zu Luhmann den Perspektivenwechsel von der Beobachtung erster zur Beo-

33) In der deutschen Konzeption der Diskursforschung wird leider vielfach das eigentliche Potential der französischen Diskursanalyse verschenkt, indem vorschnell und unkritisch an den subjektphilosophischen Annahmen der hermeneutischen Wissenssoziologie angeschlossen wird (siehe insbesondere Keller 1993).

34) Die phänomenologische Wissenssoziologie in der Tradition von Schütz und Luckmann hat ihren wissenssoziologischen Anspruch methodologisch leider nicht eingelöst, da ihre Rekonstruktion im Bereich der *Common sense*-Typologien verbleibt. Der eigentliche Zugang zur Epistemologie des untersuchten Gegenstandes ist durch die vorschnelle Annahme der Lösung des intersubjektivitätsproblems versperrt.

35) Bateson betont gegenüber Goffman mehr den kollektiven Charakter der Rahmungsprozesse – ob Spiel ist oder Ernst gemacht wird, ist hier nicht die Entscheidung eines einzelnen Individuums.

bachtung zweiter Ordnung. Denn die *Sinngenese* erscheint hier als die spezifische Form des *wie*, des *modus operandi* der Sinnselektionen, der Selektivität eines beobachtbaren Sinngeschehens, also einer bestimmten Art und Weise, die Welt so und nicht anders in den Blick zu nehmen bzw. zu unterscheiden. Die *Soziogenese* erweitert diese Perspektive um eine *funktionale Analyse*. Indem nämlich verschiedene Fälle dahingehend verglichen werden, wie homologe *Bezugsprobleme* behandelt werden, werden auf der einen Seite die Kontingenzen des Sinngeschehens aus der Varianz der gefundenen Sinnselektionen deutlich. Auf der anderen Seite geben die Gemeinsamkeiten in den Selektionsmustern Hinweise auf die funktionalen Notwendigkeiten.

Die *komparative Analyse* liefert in der dokumentarischen Methode den eigentlichen Schlüssel, um das Untersuchungsmaterial interpretativ aufschließen zu können. Über den systematischen Wechsel zwischen unterschiedlichen Vergleichshorizonten wird es möglich, die Standortgebundenheit des Forschers methodologisch zu kontrollieren – denn ohne empirisch zu vergleichen, würde der inhärente Orientierungsrahmen des Forschers den einzigen Horizont darstellen, auf dessen Basis der untersuchte Fall interpretiert werden könnte. Erst die Hinzuziehung weiterer Vergleichshorizonte erlaubt zu überprüfen, ob wir in unserer Rekonstruktion der Verhältnisse unseren eigenen Modellen aufsitzen. Die Hinzuziehung eines neuen Falls, der sich den bereits rekonstruierten Fällen in bestimmten Merkmalen ähnelt, der sich in anderen dann aber unterscheiden sollte, gestattet die Überprüfung unserer Hypothesen, denn das, was sich dann in den neuen Daten gegenüber dem früheren Fall als variant bzw. invariant zeigt, kann im Widerspruch zum Modell stehen, und so zu einer Revision bzw. Erweiterung der Rekonstruktion anregen.

Die *Soziogenese* eines konkreten Phänomens kann auf diesem Wege als Schnittmenge mehrerer gleichzeitig wirkender genetischer Prinzipien begriffen werden, die dann durch systematisches Hinzuziehen weiterer Fälle beleuchtet werden. Ein Diskurs oder auch die Äußerungen eines Individuums erschließen sich in ihrem Sinngehalt erst dann, wenn es gelingt, die unterschiedlichen ›Erfahrungsräume‹ als Überlagerung unterschiedlicher Aspekte zu rekonstruieren, beispielsweise als milieu- und institutionsspezifische Erfahrungsräume mit ihren unterschiedlichen Orientierungsrahmen. ›Unabhängige‹, ›kooperierende‹ oder gar ›konfligierende‹ Orientierungsrahmen erklären dann das vielfältige und in seinem Detailreichtum unerschöpfliche Spektrum sozialer Handlungsweisen durch eine an sich begrenzte und beschreibbare Anzahl von Prinzipien. In dem Prozess der Ausbildung einer solchen Typik muss das *tertium comparationis* ständig verändert werden, da sich nur hierdurch die verschiedenen Erfahrungsdimensionen offenbaren können.

Erst die *soziogenetische Typenbildung* erlaubt ein erklärendes Verstehen, denn die Orientierungsrahmen der jeweiligen Akteure – in der sinngenetischen Interpretation abstrahiert und spezifiziert – erscheinen nun als eine »Orientierung« innerhalb einer spezifischen »funktionalen Beziehung«, die im Blick auf die spezifische »Erfahrungsdimension«, die »Sozialisationsgeschichte« und den »existentiellen ›Hintergrund‹ der jeweiligen Praxis herausgearbeitet« wird (Bohnsack 2001, 245).³⁶ Der Habitus, als Verkörperung kollektiver Praxen und Systeme im Luhmannschen Sinne, erscheint hier mit den zwei Seiten einer Medaille: als verkörpertes Gedächtnis eines spezifischen Orientierungsrahmens und als lokale Schnittmenge spezifischer systemischer Kontexturen (vgl. Vogd 2004a).

36) »Diese tiefergreifenden oder impliziten semantischen Gehalte sind an die Wissensbestände gebunden, welche in die Handlungspraxis eingelassen sind. Das die Handlungspraxis orientierende Wissen ist ein vorreflexives. Auf diesen vorreflexiven Charakter nimmt Mannheim mit dem Begriff des atheoretischen Wissens und Bourdieu mit demjenigen des inkorporierten Wissens Bezug. Die Prozessstrukturen oder generativen Muster dieser Handlungspraxis sind Gegenstand praxeologischer Typenbildung« (Bohnsack 2001, 229).

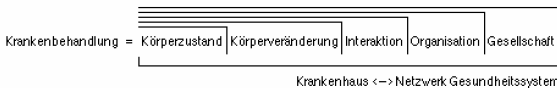
Erst auf der Analyseebene der soziogenetischen Interpretation sind Generalisierungen des Typus im Sinne einer *mehrdimensional* konstruierten Typologie möglich.³⁷ Der Begriff Typus darf hier jedoch keineswegs psychologisch im Sinne einer Einheit der Person begriffen werden, sondern ist eher als eine Schnittmenge genetischer Prinzipien zu verstehen, von denen innerhalb einer konkreten Handlungskonstellation jeweils nur ein Teil aktiv zur Geltung kommt. Empirische Daten kommunikativer Sprechakte, etwa als Beobachtungsprotokolle oder Interviewtranskripte gegeben, sind in diesem Sinne mit guten Gründen sozialperspektivisch zu interpretieren, nämlich als eine textuale Realität, in der verschiedene Orientierungsrahmen, d.h. spezifische Weisen der Sinnselektion, in einer wohl definierten Beziehung zu einander stehen und jeweils als Potentialitäten erscheinen, die situativ evoziert werden können.

Erst in diesem Verständnis lässt sich die Beziehung zwischen sprachlichem Datenmaterial und den Luhmannschen Kontexturen fassen, denn sowohl das Sprechen als auch das Verstehen erscheint nun immer schon als ein *sozialperspektivisches* Geschehen, ein In-Beziehung-Setzen verschiedener *Kontexturen*. Die Luhmannsche Konzeption der *polykontexturalen* Verhältnisse beschreibt die Durchdringung systemischer Zusammenhänge, schreibt aber nicht vor, ob und wie dies im Einzelnen geschieht, und ist in diesem Sinne weiter gefasst als der Begriff des Orientierungsrahmens. Inwieweit und in welcher Form sich konkrete Akteure als psychische Systeme an Interaktionssystemen, hier beispielsweise in der Arzt-Patient-Beziehung, in Bezug auf die Organisation Krankenhaus, im Hinblick auf Medizin und Wissenschaft, an wirtschaftliche, juristische oder andere Systemzusammenhänge anknüpfen, ist nicht von vornherein determiniert, sondern lässt sich nur als eine spezifische Interaktionsgeschichte verstehen, die eine besondere, unter Umständen einzigartige strukturelle Koppelung realisiert. Die gesellschaftlichen Kontexturen gestalten gewissermaßen den Möglichkeitsraum, hier im Sinne von Latenzen zu verstehen, in dem dann weitere Ausdifferenzierungen – eben Geschichte – möglich wird. Das zu interpretierende Textmaterial würde dabei als inhärente Interpretation von multiperspektivischen Verhältnissen zugleich immer auch auf andere beteiligte Kontexturen verweisen, wie auch seinen eigenen Standort dokumentieren.

Um mit der Einschließung der jeweiligen Ebenen rechnen zu können, erscheint es möglicherweise hilfreich, die jeweils eingeschlossenen Kontexturen im Sinne einer »qualitativen« Mathematik« mit Hilfe von Spencer Browns Formkalkül zu beschreiben (Baecker 2005, 12).³⁸

37) Bohnsacks Konzeption beantwortet gewissermaßen die Frage von Lüders (2000, 640f.), wie man auf einer mittleren Abstraktionsebene vor dem Hintergrund heterogener Kontexte gewonnene Daten erstens *validiert* und zweitens *begründet generalisiert*.

38) Mit Dirk Baeckers (2007) Skizze stellt sich die Form der Krankenbehandlung dann in Bezug auf die ineinander verwobenen Kontexturen folgendermaßen dar:



Diese Funktion »arbeitet« mit fünf Variablen (»Körperzustand«, »Körperveränderung«, »Interaktion«, »Organisation«, »Gesellschaft«) im Kontext von fünf Konstanten (den Unterscheidungen der fünf Variablen zuzüglich der Unterscheidung der Innenseiten der Form von ihrer Außenseite) und einem Wiedereintritt (re-entry) der Form in die Form, der Transformation vom Krankenhaus zum Netzwerk des Gesundheitssystem, in dem das Krankenhaus eine neuartige Rolle erhält, die jedoch nach wie vor abhängig ist von der einmal gewählten Form. Wir wählen diese Notation, weil sie es uns ermöglicht, Abhängigkeiten zwischen den Variablen zu beschreiben, ohne diese Variablen auf kausale Beziehungen festlegen zu müssen. Sie stehen stattdessen in »kommunikativen« Beziehungen zueinander [...] Sie konstituieren im Kontext ihrer Unterscheidungen ein eigenes Netzwerk, das aus Unentscheidbarkeiten und Unbestimmtheiten besteht, die von Beobachtern, nämlich von denjenigen Personen, Konventionen, Praktiken, Skripts und Institutionen, die die genannten Unterscheidungen treffen, in jedem einzelnen Fall erst in Bestimmtheit überführt werden (Kauffman 1978). Die »Form« der Krankenbehandlung bildet auf diese Art und Weise den »Eigenwert« (von Foerster 1993) einer medizinischen Praxis, der rekursiv und iterativ immer wieder neu bestätigt wird, so sehr auch die Anlässe und Umstände, die Sicherheiten und Unsicherheiten dieser Praxis variieren« (Baecker 2007).

VII. Beispiel eines rekonstruktiven Forschungsprogramms

In meinen Untersuchungen zu den ärztlichen Entscheidungsprozessen im Krankenhaus habe ich ein Forschungsdesign angestrebt, das den polykontextualen Verhältnissen des modernen Medizinbetriebs gerecht zu werden versucht. Da die Ergebnisse an verschiedener Stelle publiziert sind (unter anderem Vogd 2004b, Vogd 2006), werde ich an dieser Stelle nur die groben Linien des Forschungsprozesses als methodologisches Beispiel für eine systematische komparative Analyse vorstellen.

Im *interorganisatorischen* Vergleich habe ich zunächst Abteilungen verschiedener medizinischer Disziplinen (Chirurgie, Internistische Medizin, Psychosomatik) und unterschiedlicher Organisationsformen (Universitätsklinik vs. städtisches Krankenhaus) miteinander in Beziehung gesetzt (vgl. Vogd 2004b).

In der Untersuchung verschiedener Fallprozedere begegnen wir dann der organisationsinternen Differenzierung zwischen Routinefällen und ›problematischen‹ Fällen. Erstere werden im Sinne vorformatierter Abläufe und Entscheidungsprogramme prozessiert. Letztere erscheinen jedoch als Entscheidungsproblem, als ein Fall, in dem Alternativen und Kontingenzen innerhalb der jeweiligen Organisation verhandelt werden. Der Vergleich verschiedener solcher ›echter‹ Entscheidungsprozesse³⁹ führt zu einer Typik von drei Themenkomplexen, die jeweils unterschiedliche Klassen von Entscheidungsproblemen erzeugen:

Komplexe Fallproblematiken, die aufgrund ihrer medizinischen Dynamik Entscheidungsbedarf wecken.

Fälle, in denen Sterbebegleitung bzw. passive Formen der Sterbehilfe opportun erscheinen, wenngleich das Akutkrankenhaus hierfür keinen formellen Auftrag erhält.

›Schwierige‹ Patienten, deren ›Willensakte‹ zu Konflikten mit den Routineabläufen der Abteilung führen.

Als gemeinsames Bezugsproblem erscheint in all diesen Fällen die Ausgangslage, dass angesichts existenzieller Lagen prekäre Entscheidungen zu treffen sind. Auf verschiedenen Ebenen zeigen sich Kontingenzen, die nach Schließung verlangen. Um dies innerhalb des Behandlungsprozesses leisten zu können, wird unterschiedlich auf Organisation zurückgegriffen, etwa indem bestimmte Eigenarten der Hierarchie oder die Zufälligkeiten formeller Entscheidungspremien dazu genutzt werden, eine legitimierte Entscheidung herzustellen.

Im Sinne der dokumentarischen Methode stellen diese ersten Rekonstruktionen zunächst noch Hypothesen dar, die sich in ihrer Erklärungskraft und ihrem Geltungsbereich in komparativen Analysen zu bewähren haben. Als Vergleichshorizonte wurde nun zunächst auf der einen Seite eine Klinik gewählt, welche auf erfahrenes fachärztliches Potential zurückgreifen kann, auf der anderen Seite eine Abteilung eines Universitätsklinikums, deren Station überwiegend von ›Ärzten im Praktikum‹ unter Aufsicht eines Oberarztes geführt wurde. Unter dem Horizont dieser ›Kompetenztypik‹ wurde im Einklang mit Luhmann und im Widerspruch zum *Common sense* deutlich, dass die gängigen Entscheidungsprozeduren vor allem Unsicherheiten absorbieren, sie dabei jedoch nicht unbedingt zu medizinisch elaborierten Entscheidungen führen müssen. Vielmehr gewinnt das Krankenhaus erst als Organisation über seine internen Entscheidungsstrukturen die Möglichkeit, auch unter ungünstigen Bedingungen (Personalmangel, Kunstfehler durch schlecht betreute Anfänger etc.) seine Behandlungsprozesse fortzuführen.

39) Hier im Sinne Heinz von Foersters *Maxime* verstanden, dass wir nur die Dinge entscheiden können, die prinzipiell unentscheidbar sind (Foerster 1994, 334ff.).

Gerade weil die medizinische Praxis, die rechtlich wirksame Dokumentation dieser Praxis, die Abrechnungen der Leistungen sowie die einzelnen Ebenen der ärztlichen Hierarchie nur lose miteinander gekoppelt sind, kann die Entscheidungsfähigkeit unter wechselnden Konstellationen aufrechterhalten werden. So kann behandelt werden, ohne zu behandeln, Rechtmäßigkeit hergesellt werden, indem Unrechtmäßiges nicht dokumentiert wird, wirtschaftlich gearbeitet werden, indem Medizin vorgetäuscht wird, wo anderes stattfindet, um an anderer Stelle umso mehr (ansonsten nicht bezahlbare) Medizin stattfinden zu lassen. Auf diesem *Level* der Untersuchung zeigen die komparativen Analysen auf, dass die Organisationen gerade dann gut funktionieren, wenn sie ein Arrangement entwickeln können, bei dem zugleich hingeschaut und nicht hingeschaut wird, also bei dem gegebenenfalls die Dinge im Diffusen gelassen werden, um weiter prozessieren zu können.

In weiteren komparativen Analysen, die dann unterschiedliche medizinische Kulturen betrachten – etwa den aktionistischen Modus der Chirurgen gegenüber dem reflexiv-diskursiven Modus der Internisten – verdichten sich die Befunde schließlich zu einer *Basistypik*, nach der dann Krankenbehandlung immer heißen muss, Medizin auf der einen Seite und die organisatorisch administrativen Aspekte der Krankenbehandlung auf der anderen Seite in einer Praxis zu verbinden.

Als Basistypik zeigt sich in allen untersuchten Einrichtungen ein gemeinsames *Bezugsproblem*, das darin besteht, die differierenden Logiken der medizinischen Orientierungen mit anderen Kontexturen, insbesondere mit den ökonomischen und administrativen Orientierungen in einer Praxis zu verbinden. Im Tanz zwischen diesen Logiken gewinnt das Krankenhaus eine Reihe von Freiheitsgraden, die – dies zeigt in einem weiteren Schritt die komparative Analyse mit den Universitätskliniken – die es erlaubt, eine wissenschaftliche Praxis mit dem Arbeitsalltag zu verweben. Im Unterschied zu den städtischen Krankenhäusern ist in der universitären Variante medizinischer Exzellenz ein besonderer Spagat zu leisten, der darin besteht, zwischen einer Ausbildungseinrichtung, welche die Stationsarbeit von Berufsanfängern und Weiterbildungsassistenten führen lässt, und einer Spitzenmedizin, die beansprucht, auch mit höchster Fallkomplexität umzugehen, balancieren zu können.

Im *intraorganisatorischen* Vergleich kann man schließlich am paradigmatischen Beispiel einer psychosomatischen Abteilung aufzeigen, wie bestimmte soziale Strukturen, die mit der paradoxen Figur der ›Kommunikationsvermeidungskommunikation‹ umschrieben werden, auf den unterschiedlichen hierarchischen Ebenen zugleich im Bereich der Ärzte und der Pflege und nicht zuletzt über die Sozialisation von Novizen in einer Weise reproduziert werden, dass hier durchaus von einem Organisationshabitus gesprochen werden könnte (vgl. Vogd 2004a).

In der jüngst abgeschlossenen Längsschnittstudie wurde es schließlich möglich, die chirurgische und die internistische Abteilung der städtischen Krankenhäuser erneut aufzusuchen, um die Bearbeitung der mit dem ›Gesetz zur Einführung des diagnoseorientierten Fallpauchalensystems für Krankenhäuser‹ verbundenen Strukturveränderungen in den Blick zu bekommen. Mit dieser Studie wurde es möglich, die veränderten gesetzlichen Rahmenbedingungen mit den strukturellen Anpassungen innerhalb der Organisationen systematisch in Beziehung zueinander zu setzen (vgl. Vogd 2006). Hierbei zeigte sich eine veränderte Organisation der Arbeit – hin zu Behandlungsnetzwerken – bei bleibenden medizinischen Orientierungen (vgl. Vogd 2007).

Der zeitliche Vergleich ist für die Untersuchungsfragestellung insofern von besonderem Aufschluss, als erst über diesen Weg rekonstruiert werden kann, ob und wie die jeweiligen Organisationen eine gewisse Autonomie gegenüber ihren gesellschaftlichen Umwelten (der Politik, aber auch den Patienten und Angehörigen gegenüber) aufrecht erhalten können. Erst die Längsschnittanalyse lässt deutlich werden, welche medizinischen Orientierungen invari-

ant bleiben, also auch unter Bedingungen erheblicher Personalkürzungen und veränderter Abrechnungsmodalitäten aufrechterhalten werden. Zudem wird es nun möglich, die bisherigen Überlegungen zur Eigenkonditionierung von Strukturen und Prozessen in Organisationen, die oberhalb interaktiver Aushandlungsprozesse und unterhalb der gesellschaftlichen Kontexturen angesiedelt sind, einer empirischen Überprüfung zu unterziehen.

Mit der Hinzuziehung weiterer Vergleichshorizonte gewinnen wir also ein zunehmend differenzierteres Bild, wie in der Organisation Krankenhaus, im Kontext der hier getroffenen Unterscheidungen, »ein eigenes Netzwerk« entsteht, »das aus Unentscheidbarkeiten und Unbestimmtheiten besteht, die von Beobachtern, nämlich von denjenigen Personen, Konventionen, Praktiken, Skripts und Institutionen, die die genannten Unterscheidungen treffen, in jedem einzelnen Fall erst in Bestimmtheit überführt werden« (Baecker 2007).

Literatur

- Baecker, Dirk (2000): Korruption empirisch. Bei Korruption handelt es sich – genauer betrachtet – um Vernetzungstechniken, die nach der jeweiligen Systemlogik von Politik, Wirtschaft und Bürokratie von außen gar kein Einfluss genommen werden kann. Die Tageszeitung, 24.1.2000.
- Baecker, Dirk (2002): Wozu Systeme? Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Baecker, Dirk (2005): Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2007): Zur Krankenbehandlung ins Krankenhaus. S. in: Irmhild Saake/Werner Vogd (Hrsg.), Moderne Mythen der Medizin. Studien zu Problemen der organisierten Medizin. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Bateson, Gregory (1987): Geist und Natur: Eine notwendige Einheit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bateson, Gregory (1992): Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bateson, Gregory/Bateson, Mary Catherine (1993): Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bohnsack, Ralf (1998): Rekonstruktive Sozialforschung und der Grundbegriff des Orientierungsmusters. S. 105 – 121 in: D. Siefkes/P. Eulenhöfer/H. Stach/K. Städtler (Hrsg.), Sozialgeschichte der Informatik. Kulturelle Praktiken und Orientierungen. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Bohnsack, Ralf (2001): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. S. 225-252 in: R. Bohnsack/I. Nentwig-Gesemann/A.-M. Nohl (Hrsg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Opladen: Leske und Budrich.
- Bohnsack, Ralf (2003a): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 6, 480-504.
- Bohnsack, Ralf (2003b): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: UTB.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Denzin, Norman K. (Hrsg.) (1994): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- Diaz-Bone, Rainer (2004): Interpretative Analytik. (Vortrag auf dem Praxis-Workshop: Diskursanalyse veranstaltet vom AK Diskursanalyse und der Sektion Wissenssoziologie der DGS, Universität Augsburg 17./18. Juni 2004). Manuskript. Berlin.
- Diaz-Bone, Rainer (2005): Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse [48 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-06/06-1-6-d.htm> [Datum des Zugriffs: 13. Dezember 2006]. Qualitative Social Research [Online Journal] 7(1), Art. 6.,

- Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt.
- Foerster, Heinz von (1994): *Wissen und Gewissen: Versuch einer Brücke*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fuchs, Peter (2001): *Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Garfinkel, Harold (1973): *Das Alltagswissen über und innerhalb sozialer Strukturen*. S. 189-262 in: (Hrsg.), *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Band 1. Reineck bei Hamburg:
- Garfinkel, Harold (1984): *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (2004): *Über formale Strukturen praktischer Handlungen*. S. 389-426 in: Jörg Strübing/Bernd Schnettler (Hrsg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte*. Konstanz: UVK.
- Gazzaniga, Michael S. (1989): *Das erkennende Gehirn. Entdeckungen in den Netzwerken des Geistes*. Paderborn: Junfermann.
- Gelder, Tim van (1999): *Wooden Iron? Husserlian Phenomenology Meets Cognitive Science*. S. 245-265 in: (Hrsg.), *Naturalizing Phenomenology*. Stanford, California: Stanford University Press.
- Goffman, Erving (1996): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Goodman, Nelson (1990): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1992): *Nachmetaphysisches Denken*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hausendorf, Heiko (1992): *Das Gespräch als selbstreferentielles System. Ein Beitrag zum empirischen Konstruktivismus der ethnomethodologischen Konversationsanalyse*. *Zeitschrift für Soziologie* 21, 83-95.
- Hollstein, Betina/Strauss, Florian (Hg.) (2006): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Kastl, Jörg Michael (1998): *Die insgeheime Transzendenz der Autopoiesis. Zum Problem der Zeitlichkeit in Luhmanns Systemtheorie*. *Zeitschrift für Soziologie* 27, 404-417.
- Keller, Ingrid G. (1993): *Das CI-Dilemma: Abschied von der falschen Illusion*. Wiesbaden: Gabler.
- Kieserling, Andre (2004): *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): *Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen*. *Soziale Welt* 40, 86-96.
- Knorr-Cetina, Karin (1992): *Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie*. *Zeitschrift für Soziologie* 21, 406-419.
- Lee, Daniel B. (2004): *Ritual and the Social Meaning and Meaninglessness of Religion*. *Soziale Welt* 56, 5-16.
- Leydesdorff, Loet (2001): *A Sociological Theory of Communication: The Self-Organization of the Knowledge-Based-Society*. Parkland: Universal Publishers.
- Libet, Benjamin/Wright, Elwood W./Feinstein, Bertram/Pearl, Dennis (1979): *Subjective referral of the timing for a conscious experience: A functional role for the somatosensory specific projection system in man*. *Brain* 102, 191-222.
- Luhmann, Niklas (1986): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1990): *Der medizinische Code*. S. 183-195 in: N. Luhmann (Hrsg.), *Soziologische Aufklärung, Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Luhmann, Niklas (1993): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995): Die Autopoiesis des Bewußtseins. S. 55-112 in: Niklas Luhmann (Hrsg.), *Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000): *Die Religion der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lüders, Christian (2000): Herausforderungen qualitativer Forschung. S. 632-642 in: U. Flick/E. v. Kardoff/I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt.
- Maturana, H. R./Varela, F. J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern München: Bertelsmann.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1985): Autopoietische Systeme. S. 170-234 in: Humberto R. Maturana (Hrsg.), *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Braunschweig Wiesbaden: Vieweg.
- Meyer, J. W; Scott, W. R. (1992): *Organizational Environments. Rituals und Rationality*. Newbury Park: Sage.
- Nassehi, Armin (1998): Gesellschaftstheorie und empirische Forschung über die "methodologischen Vorbemerkungen" in Luhmanns Gesellschaftstheorie. *Soziale Systeme* 4, 199-206.
- Nassehi, Armin/Saake, Irmhild (2002): Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 31, 66-86.
- Obhi, Sukhvinder S./Haggard, Patrick (2006): Der freie Wille auf dem Prüfstand. *Spektrum der Wissenschaft Dossier* 2, 6-13.
- Overmann, Ulrich (1990): *Klinische Soziologie. Konzeptualisierung, Begründung, Berufspraxis und Ausbildung*. Frankfurt/Main.
- Overmann, Ulrich (2000): Mediziner in SS-Uniformen: Professionalisierungstheoretische Deutung des Falles Münch. S. 18-76 in: H. Kramer (Hrsg.), *Die Gegenwart der NS-Vergangenheit*. Berlin Wien: Philo Verlagsgesellschaft.
- Ortmann, Günther (2003): *Organisation und Welterschließung. Dekonstruktionen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Parsons, Talcott (1951): *The Social System*. London: Routledge and Kegan.
- Parsons, Talcott (1958): Struktur und Funktion der modernen Medizin. Eine soziologische Analyse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Probleme der Medizinsoziologie, Sonderheft* 3, 10-57.
- Parsons, Talcott/Platt, Gerald M. (1990): *Die amerikanische Universität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Popper, Karl R. (1957): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Bern: Franke.
- Popper, Karl R. (1972): Die Logik der Sozialwissenschaften. S. 103-124 in: Theodor Wiesengrund-Adorno (Hrsg.), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt: Luchterhand.
- Prigogine, Ilya (1979): *Vom Sein zum Werden*. München Zürich: Piper.
- Putnam, Hilary (1991): Realismus. S. 65-86 in: H. J. Sandkühler/D. Pätzold (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Wissenschaft: Probleme des Realismus*. Hamburg: Meiner.
- Saake, Irmhild/Kunz, Dominik (2006): Von Kommunikation über Ethik zu "ethischer Sensibilisierung": Symmetrisierungsprozesse in diskursiven Verfahren, *Zeitschrift für Soziologie*, 35(1): 41-56. *Zeitschrift für Soziologie* 35, 41-56.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1995): Objektive Hermeneutik als Forschungsmethode der Systemtheorie. *Soziale Systeme* 1995, 129-152.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1998): "Überheblichkeit" als Delikt. Das Modell der Gesinnungsgemeinschaft als Prämissen ostdeutscher Beobachtung westdeutschen Verhaltens. *Soziale Systeme* 4, 413-443.
- Schönwälder, Tatjana/Wille, Katrin/Hölscher, Thomas (2004): George Spencer Brown: eine Einführung in die "Laws of form". Wiesbaden: VS-Verlag.

- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Strong, Philip M. (2001): The Ceremonial Order of the Clinic. Parents, Doctors and Medical Bureaucracies. Aldershot Burlington Singapore: Ashgate.
- Varela, Francisco J. (1999): The Specious Present: A Neurophenomenology of Time Consciousness. S. in: (Hrsg.), Naturalizing Phenomenology. Stanford, California: Stanford University Press.
- Vogd, Werner (2002): Die Bedeutung von "Rahmen" (frames) für die Arzt-Patient-Interaktion. Eine Studie zur ärztlichen Herstellung von dem, "was der Fall ist" im gewöhnlichen Krankenhausalltag. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) 2002, 321-346.
- Vogd, Werner (2004a): Entscheidung und Karriere – organisationssoziologische Betrachtungen zu den Geschehnissen einer psychosomatischen Abteilung. Soziale Welt 55, 283-300.
- Vogd, Werner (2004b): Ärztliche Entscheidungsprozesse des Krankenhauses im Spannungsfeld von System- und Zweckrationalität: Eine qualitativ rekonstruktive Studie. Berlin: VWF.
- Vogd, Werner (2005a): Die Verhältnisse sind klüger als das Bewusstsein – oder: Das prognostische Einholen von Wirklichkeit im Spannungsfeld von Praxis und den Theorien über die Praxis. S. 95-108 in: Ronald Hitzler/Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), Interpretative Methoden der Diagnose und Prognose. Frankfurt/M.:
- Vogd, Werner (2005b): Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Vogd, Werner (2006): Die Organisation Krankenhaus im Wandel. Eine dokumentarische Evaluation aus Perspektive der ärztlichen Akteure. Huber Verlag: Bern.
- Vogd, Werner (2007): Von der Organisation Krankenhaus zum Behandlungsnetzwerk? Untersuchungen zum Einfluss von Medizincontrolling am Beispiel einer internistischen Abteilung. Berliner Journal für Soziologie
- Willems, Herbert (1997): Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodologischen Ansatz von Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Zeilinger, Anton (2005): Einsteins Schleier. Die neue Welt der Quantenphysik. München: Goldmann.

PD Dr. habil. Werner Vogd
e-mail: vogd@zedat.fu-berlin.de

Freie Universität Berlin
Arbeitsbereich Qualitative
Bildungs- und Sozialforschung
Arnimallee 11
14195 Berlin